

Chinesische Perspektiven auf Deutschland

Wahrnehmungen, Bewertungen und Erwartungen zu den deutsch-chinesischen Beziehungen

Studienbericht, Oktober 2025



Chinesische Perspektiven auf Deutschland

Wahrnehmungen, Bewertungen und Erwartungen zu den
deutsch-chinesischen Beziehungen

Studienbericht, Oktober 2025



Inhalt

Vorwort	03
Einleitung	07
Das Wichtigste im Überblick	11
1 Deutsches Chinabild und chinesisches Selbstbild	19
2 Chinas getrübler Blick auf Deutschland	33
3 Die deutsch-chinesischen Beziehungen	45
4 Globale Ordnung im Umbruch	57
5 Plädoyer für „vernünftige“ Kooperation	69
Resümee und Ausblick	81
Zur Methodik	87
Liste der Befragten	90
Impressum	92



Hinweis zur geschlechtergerechten Sprache

Wir legen Wert auf eine geschlechtergerechte Sprache. Wo Personenbezeichnungen allgemein oder unspezifisch verwendet werden, wechseln wir nach Möglichkeit zwischen männlichen und weiblichen Formen – jedoch ohne feste Quote oder strenge abwechselnde Folge. Die jeweilige Form ergibt sich aus dem Ursprung der Aussagen – insbesondere bei indirekter Rede oder direkten Zitaten – und wurde für einen besseren Lesefluss sprachlich geglättet.

Vorwort

Die Volksrepublik China hat sich in den vergangenen Jahren zunehmend als gewichtiger Akteur auf der weltpolitischen Bühne etabliert. Gleichzeitig verfolgt China konsequent den Plan, die Nummer 1 der Weltwirtschaft zu sein.

Die strategischen Entscheidungen, die heute in Peking getroffen werden, erzeugen in Deutschland Neugier, teilweise Bewunderung, aber auch Angst – Angst zu abhängig zu werden von einem wirtschaftlichen Schwergewicht, dessen politisches System nicht unserer demokratischen Verfasstheit in Deutschland und Europa entspricht, sondern vielfach als systemischer Rivale wahrgenommen wird.

Die enge wirtschaftliche Verbindung zwischen China und Deutschland hat zugegebenermaßen in beiden Ländern für Wohlstand gesorgt. So profitierte beispielsweise die deutsche Automobilindustrie vom Zugang zu einem explosiv wachsenden Markt und den sich bietenden Möglichkeiten zwischen Shanghai, Peking und Shenzhen. Getragen vom guten Ruf der eigenen Marke, dem Ansehen deutscher Ingenieurskunst und weltweit führender Spitzentechnologie schien der Himmel der Möglichkeiten nicht groß genug.

In den letzten Jahren folgten der allgemeinen China-Euphorie jedoch Ernüchterung, Enttäuschung und die Sorge vor einer zunehmenden Abhängigkeit von dem einst so geschätzten Handelspartner. Die deutsche Sicht auf China und seine Regierung verdichtet sich heute in zwei Chiffren: dem Dreiklang „Partner, Wettbewerber, systemischer Rivale“ und dem Schlagwort „Derisking“. Es vergeht kaum ein Tag in der deutschen politischen Debatte, ohne dass nicht China und unser Verhältnis zu den dort lebenden Menschen Erwähnung findet. Wir glauben in der Mehrheit eine fundierte Meinung über dieses Land, seine Menschen und seine politischen Ambitionen zu haben. Vieles dabei ist richtig, manches übertrieben oder vielleicht auch falsch. Diese Annahmen haben in Deutschland ein Bild von China entwickelt, dessen Wirkung auf Politik und Wirtschaft enorm ist.

Gleichzeitig bleibt oft unsichtbar: Wie denken Chinesinnen und Chinesen über unser Deutschland? Welche Wünsche, welche Einstellungen oder Einsichten haben Chinesen und Chinesinnen gegenüber Deutschland und den Deutschen?

Gab es vor der Pandemie noch einen regen Austausch zwischen unseren Ländern, können die mit den pandemiebedingten Maßnahmen verbundenen Isolationen als eine Zäsur in den deutschen-chinesischen Kooperationen und Gesprächen bezeichnet werden. Für mehr als drei Jahre waren die sonst üblichen persönlichen Gespräche und Begegnungen nahezu unmöglich. Dieser Einschnitt zeigt noch heute Wirkung, hat doch das Verständnis füreinander stark abgenommen. Umso wichtiger ist es, Persönlichkeiten und Menschen aus dem chinesischen Alltag zu Wort kommen zu lassen und ihre Meinungen und Ansichten über Deutschland zu erfahren. Denn: Wer China verstehen will, muss sich mit den Deutungen und Mustern auseinandersetzen, die in China das Denken und Handeln prägen.

Die vorliegende Studie „Chinesische Perspektiven auf Deutschland“ hat diese Stimmen eingesammelt, um zu helfen, China aus seiner eigenen Logik heraus zu verstehen. Im Sommer 2025 haben wir vor Ort ausführliche Interviews mit 45 Chinesinnen und Chinesen aus Politik, Wirtschaft, Zivilgesellschaft und Medien geführt. Diese Gespräche eröffnen Einblicke in zentrale Fragen: Wie wird Deutschland heute in China gesehen – wirtschaftlich, politisch, historisch? Welche Erwartungen, Befürchtungen oder Hoffnungen sind mit der Bundesrepublik verbunden? Welche Rolle wird Deutschland in der künftigen Weltordnung zugeschrieben? Und wie sieht es mit dem Vertrauen in die Fähigkeit Europas aus, eigenständig zu handeln?

„Chinesische Perspektiven auf Deutschland“ legt Spannungsfelder in den chinesisch-deutschen Beziehungen offen: zwischen Anpassung und Abgrenzung, zwischen strategischer Rationalität und emotionaler Betroffenheit, zwischen staatlicher Rhetorik und individueller Wahrnehmung. Die Ergebnisse der Studien zeigen auf, wie vielfältig die Blicke auf Deutschland sind.

So viel vorab: Deutschland gilt für viele unserer Gesprächspartner weiterhin als Sehnsuchtsort, mit dem gute Wünsche und Hoffnungen verbunden sind. Allerdings müsse Deutschland sich in ihren Augen bemühen, den Anschluss nicht zu verlieren, um weiterhin als interessanter Partner wahrgenommen zu werden. Das gilt für viele Bereiche. Auch für unser Wissen über China.

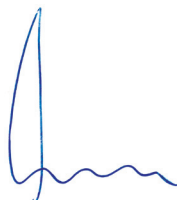
Die vorliegende Studie versteht sich daher auch als Beitrag, unsere deutsche China-Kompetenz wieder mit den Gegebenheiten in China in Verbindung zu bringen. Wir stellen chinesische Sichtweisen und Perspektiven vor – nicht, um sie unkritisch zu übernehmen, sondern um sie zu durchdringen. Nur wenn wir nachvollziehen können, welche Sichtweisen und Motive in China handlungsleitend sind, können wir eigene, realistisch vorausschauende und widerstandsfähige Strategien entwickeln. Nur wenn wir unser eigenes Interesse vor diesem Hintergrund definieren können, sind wir in der Lage, geeignete Kooperationsangebote gegenüber China zu formulieren – oder aber Linien der Abgrenzung zu ziehen. Beides setzt ein differenziertes Verständnis chinesischer Positionen voraus. Die Studie richtet sich somit an alle, die erkennen, dass aktives Zuhören kein Ausdruck von Schwäche, sondern eine Voraussetzung für informierte und weitsichtige Politik sind.

Eschborn und Peking im Oktober 2025



Thorsten Schäfer-Gümbel

Vorstandssprecher, GIZ



Martin Hansen

Regionaldirektor, GIZ Ostasien



Einleitung

In der heutigen Zeit eine Studie zu chinesischen Perspektiven auf die deutsch-chinesischen Beziehungen zu verfassen, ist mehr als eine akademische Übung – es ist eine vielschichtige Herausforderung.

Die Debatte über den richtigen Umgang Europas mit China wird intensiv, kontrovers und zunehmend emotional geführt. Sie ist geprägt von Verallgemeinerungen und Polarisierung, in denen Meinungen schnell zu Urteilen gerinnen. Wer sich äußert, läuft Gefahr, zwischen die Fronten zu geraten: als naiv belächelt, als verharmlosend verdächtigt oder als weiterer Beitrag zur Dämonisierung Chinas fehlgedeutet zu werden.

Gerade in Zeiten wachsender geopolitischer Spannungen und wechselseitiger Irritationen ist aber ein Bemühen darum, die Perspektive des jeweils anderen zu verstehen, von elementarer Bedeutung. Die vorliegende Studie soll deshalb jenseits des alltäglichen politischen Schlagabtausches zunächst einmal relevante Perspektiven aus China auf Deutschland und die deutsch-chinesischen Beziehungen möglichst differenziert erfassen und zugänglich machen. Soweit möglich, sollen darüber hinaus die tieferliegenden Interpretations- und Deutungsmuster, die dabei zum Ausdruck kommen, rekonstruiert und einer weitergehenden Interpretation zugänglich gemacht werden. Eine solche Wahrnehmungsstudie, die sich nicht mit bloßen Zuschreibungen begnügt, sondern nach den impliziten Deutungsmustern, kulturellen Rahmenvorstellungen und erfahrungsbasierten Sinnhorizonten fragt, eröffnet einen tieferen Zugang zum Denken und Fühlen der Gesprächspartner. Sie

ermöglicht es, nicht nur zu verstehen, was chinesische Akteurinnen und Akteure über Deutschland denken, sondern – zumindest teilweise – auch, warum sie es so sehen, welche Erfahrungen, kulturellen Prägungen, Erwartungen oder historischen Lesarten darin wirksam sind. In einer Phase politischer und gesellschaftlicher Entfremdung zwischen beiden Ländern soll eine solche rekonstruktive Perspektive Raum für gegenseitiges Verstehen jenseits der diplomatischen Oberfläche schaffen und kann dazu beitragen, verdeckte Irritationen, aber auch überraschende Brücken sichtbar zu machen. Es ist allerdings weder Aufgabe der Studie, die von den Gesprächspartnern zum Ausdruck gebrachten Wahrnehmungen auf ihren faktischen Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen, noch in die politische Debatte und aktuelle Auseinandersetzung mit China wertend einzuordnen. Beides bleibt nachfolgenden Diskussionen und Verarbeitungsschritten jenseits der Studie vorbehalten.

Doch wer in diesen unruhigen Zeiten offen für andere Sichtweisen bleiben will, steht unter Rechtfertigungsdruck. Das gilt besonders dann, wenn es um Perspektiven aus einem Land geht, das zunehmend als „systemischer Rivale“ wahrgenommen wird.

Wer allerdings Risiken verstehen will, muss mehr tun, als sie zu benennen – er muss sie in ihrer Entstehung, Wahrnehmung und möglichen Transformation begreifen. Denn nicht jedes Risiko, das besteht, manifestiert sich auch. Nicht jede Sorge ist unbegründet – aber auch nicht jede Entwicklung unausweichlich. Beziehungen entstehen

im Wechselspiel. Wie sich das Verhältnis zu China entwickelt, hängt nicht nur von China ab – sondern auch von Europa, seinem Verhalten, seiner Haltung und seiner Fähigkeit zur Differenzierung.

In diesem Sinne macht sich – auch innerhalb sicherheitsnaher Institutionen – zunehmend die Einsicht breit, dass ein erweitert verstandenes Risikomanagement mehr ist als Abgrenzung. Es umfasst auch das Zulassen informierter Beobachtung, den Dialog unter professioneller Rahmung, den gezielten Austausch mit Menschen, die nicht im offiziellen Sprachrohr-Modus sprechen, sondern im Gespräch eigene Erfahrungen, Emotionen und Zweifel artikulieren. Denn auch das Ausblenden bestimmter Wahrnehmungskanäle birgt Risiken – etwa das Übersehen von Eskalationssignalen, das Missverstehen kultureller Codes oder das Verpassen von Gelegenheiten zur Deeskalation.

Deshalb geht es in dieser Studie nicht um eine Relativierung bestehender Risiken, sondern um ein Kennenlernen oder sogar ein vertieftes Verstehen chinesischer Perspektiven. Wer wissen will, was das Gegenüber tatsächlich denkt, fürchtet oder hofft, muss hinhören wollen. Nicht, um sich zu bekehren, sondern um fundierter entscheiden zu können.

Diese Studie ist für all jene geschrieben, die bereit sind, ihre eigenen Überzeugungen für einen Moment zurückzustellen, um sich auf die Gedanken- und Gefühlswelt von 45 chinesischen Gesprächspartnerinnen einzulassen. Sie enthält keine abschließenden

Wahrheiten, sondern dokumentiert Sichtweisen – manche systemtreu, manche selbstkritisch, manche widersprüchlich. Einige der in den Gesprächen wiederkehrenden Narrative ähneln der offiziellen Linie, andere weichen davon ab oder reflektieren diese auf einer Meta-Ebene.

Ob es sich bei den Äußerungen um genuine Überzeugungen, um angepasste oder um erzwungene Reproduktionen offizieller Deutungen handelt, lässt sich nicht immer klar trennen. Doch in jedem Fall bilden sie einen Resonanzraum, der das Denken vieler relevanter Akteure in China prägt – und damit Auswirkungen auf die Zusammenarbeit mit Europa und Deutschland hat. Wer diese Stimmen ignoriert, riskiert blinde Flecken. Wer sie ernst nimmt, gewinnt womöglich neue Einsichten, unerwartete Optionen und ein tieferes Verständnis für einen Akteur, der Europas Zukunft maßgeblich mitbeeinflussen wird.

Eine kluge China-Strategie wird deshalb beides brauchen: robuste Schutzmechanismen und wache Beobachter. Strukturelle Vorsicht und erkenntnisgeleitete Offenheit sind kein Widerspruch – sondern zwei Seiten einer notwendigen Resilienz. Diese Studie will einen Beitrag dazu leisten.

Noch ein wichtiger Hinweis: Die im Hauptteil der Studie dargestellten Aussagen geben weder die Meinung der GIZ noch die des Autorenteam der Studie wieder. Es handelt sich vielmehr um eine möglichst originalgetreue Wiedergabe der Aussagen unserer Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner, wie wir sie in den Interviews dokumentiert und im Anschluss thematisch sortiert, in größeren Blöcken zusammengefasst, mit Überschriften versehen und teilweise verdichtet haben. Sie enthalten darüber hinaus möglichst keine zusätzlichen Interpretationen, Ergänzungen oder Einordnungen durch die Autoren. Und sie sind – der Logik einer qualitativen Studie folgend – auch nicht statistisch repräsentativ für die chinesische Bevölkerung als Ganzes. Vielmehr handelt es sich bei den Befragten um eine gezielte Auswahl von 45 Chinesinnen und Chinesen einer urbanen Elite aus Peking und Shanghai, die den für Tiefeninterviews notwendigen Deutschlandbezug haben, unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen entstammen und bereit waren, mit uns offen zu sprechen. Im Sinne einer fundierten qualitativen Studie können die dabei gewonnenen Kernaussagen aber als inhaltlich repräsentativ für dieses soziale Milieu bezeichnet werden.

Wir wünschen eine anregende Lektüre!

Wien und Bonn im September 2025

Das Autorenteam Mischa Skribot und Christoph Beier

Das Wichtigste im Überblick

Ziel der vorliegenden Studie ist es, vor dem Hintergrund gravierender geopolitischer Umbrüche und Turbulenzen aktuelle Wahrnehmungen und Bewertungen Deutschlands aus chinesischer Sicht zu erfassen, möglichst authentisch darzustellen, die darin enthaltenen Deutungsmuster offenzulegen und einer breiteren interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Darstellung der Wahrnehmungen soll dabei helfen, den chinesischen Blick auf Deutschland besser kennen- und verstehen zu lernen. Eine Bewertung der chinesischen Wahrnehmungen, eine Überprüfung auf deren Wahrheitsgehalt oder eine Einordnung in den aktuellen politischen Diskurs sind explizit nicht Aufgabe der Studie, sondern bewusst weiteren Verarbeitungsschritten vorbehalten.

Methodisch wurde ein qualitativ-rekonstruktiver Ansatz gewählt. In halb strukturierten, semi-narrativen Tiefeninterviews wurden 45 gezielt über das Netzwerk deutscher Organisationen in China ausgewählte Chinesinnen und Chinesen mit fundierter Deutschlenderfahrung aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Medien, Zivilgesellschaft und Kultur befragt. Die persönlichen Gespräche fanden von Mai bis Juni 2025 in Peking und Shanghai statt. Zur Datenauswertung wurden rund 1200 Kernaussagen extrahiert, kodiert und in einem mehrstufigen Verfahren analysiert.

Im Folgenden werden die wichtigsten Ergebnisse der Interviews dargestellt:

1. Deutsches Chinabild und chinesisches Selbstbild

Die chinesischen Gesprächspartner äußern Kritik am deutschen Chinabild, das aus ihrer Sicht häufig als einseitig, vorurteilsbehaftet und durch mangelnde persönliche Erfahrung geprägt erscheint. China werde demnach oft auf negative Aspekte wie Menschenrechte oder Überwachung reduziert, während die erheblichen Leistungen Chinas, beispielsweise bei der Armutsbekämpfung, die besonderen Herausforderungen, die kulturelle Vielfalt und die alltäglichen Lebensrealitäten kaum in den Blick gerieten. Gleichzeitig wird Chinas eigene Außenkommunikation ebenfalls als unzureichend empfunden. Der Wandel im Chinabild wird vor allem im Kontext geopolitischer Spannungen verortet. Demgegenüber besteht ein spürbares Bedürfnis nach gegenseitigem Respekt, Normalisierung und echter Begegnung auf Augenhöhe.

China versteht sich selbst als friedliebende, traditionsbewusste Kultur, die von Harmonie, Stabilität und Fürsorge geprägt sei. Im Gegensatz zum Westen handle China eher indirekt, beziehungsorientiert und kollektiv. Westlichen Partnern falle es nicht leicht, diese Denk- und Handlungsmuster nachzuvollziehen. Offene Kritik und kontroverse Debatten seien weniger stark verankert; Themen wie Meinungsfreiheit oder Diversität nähmen eine andere Rolle ein. Im interkulturellen Austausch komme es dadurch häufig zu Missverständnissen.

Westliche Konzepte ließen sich nicht eins zu

eins auf China übertragen. Im Vordergrund stünden dort Sicherheit, Stabilität und soziale Entwicklung. Der Dialog mit westlichen Staaten werde zwar als notwendig anerkannt, zugleich aber oft als moralisierend oder politisch instrumentalisierend empfunden.

Chinas politisches System wird als komplex und mehrdimensional beschrieben, das aber häufig im Westen nicht angemessen verstanden werde. Die Kommunistische Partei Chinas (KPCh) begreife sich nicht als klassische Partei, sondern als gesellschaftslenkende Struktur mit eigener Logik. Macht werde nicht nur zentral ausgeübt, sondern auch lokal ausgehandelt. Kritische Stimmen zur Überwachung und Intransparenz existierten durchaus, gingen jedoch oft einher mit Loyalität gegenüber dem System, oder gar mit einer neu entwickelten Anerkennung der Leistungen der KPCh. Diese werde vielerorts als lernfähig und leistungsorientiert eingeschätzt. Politische Teilhabe finde subtil statt – etwa über lokale Initiativen, informelle Einflüsse, aber auch strategisch zugelassene Freiräume. Die internationale Wahrnehmung Chinas erscheine aus chinesischer Perspektive oft moralisierend und verkürzt. Reformbedarf werde durchaus gesehen, der Wandel solle aber aus dem Inneren heraus erfolgen.

Chinas Entwicklung wird zwar als erfolgreich, aber auch als unausgewogen und anfällig für Krisen beschrieben. Der wirtschaftliche Aufstieg sei Ergebnis kollektiver Anstrengung, bringe jedoch soziale Spannungen, psychischen Druck und Qualitätsprobleme mit sich. Trotz wirtschaftlicher Erfolge würden soziale

Disparitäten, insbesondere zwischen Stadt und Land, als gravierend wahrgenommen.

Ein weltpolitischer Machtanspruch wird von chinesischer Seite verneint; vielmehr stehe das Streben nach Stabilität und Wohlstand im Inneren und kultureller Eigenständigkeit im Vordergrund. Der eigene Entwicklungsweg wird kritisch reflektiert, gleichzeitig aber mit Stolz und dem Wunsch verbunden, als legitime Alternative wahrgenommen zu werden.

2. Chinas getrübler Blick auf Deutschland

Deutschland genießt in China nach wie vor hohes Ansehen – insbesondere für technische Kompetenz, Gründlichkeit und kulturellen Tiefgang. Dennoch wird zunehmend ein Wandel wahrgenommen: Kulturelle Veränderungen, bürokratische Hürden und politische Irritationen trüben aus Sicht vieler das ehemals nahezu makellose Bild. Kritisch angemerkt wird etwa ein gefühlter Verlust an Verlässlichkeit, eine moralisch aufgeladene Außenpolitik sowie eine wachsende Kluft zwischen Anspruch und Realität. Zugleich scheint die emotionale Bindung stark zu bleiben – gespeist aus Bildung, Geschichte und persönlichen Erlebnissen – ebenso wie der Wunsch nach respektvollem Austausch und gegenseitigem Lernen.

Besonders geschätzt wird weiterhin die deutsche Präzision, industrielle Exzellenz und handwerkliche Qualität. Die duale Ausbildung, mittelständische Innovationskraft („Hidden Champions“)

und leistungsfähige Forschungseinrichtungen wie Fraunhofer oder Max-Planck gelten als beispielhaft. Auch die soziale Marktwirtschaft und Deutschlands Fähigkeit zur historischen Reflexion verleihen dem Land aus Sicht vieler ein gewisses moralisches Ansehen. Gleichzeitig wird Deutschland als bürokratisch überreguliert, digital rückständig und wenig innovationsfreundlich wahrgenommen. Das Verwaltungssystem erscheint langsam und schwerfällig. Auch das alltägliche Leben erscheint vielen chinesischen Befragten umständlich und wenig serviceorientiert. Der frühere Ruf als Inbegriff von Effizienz und sozialer Mobilität sei verblasst. Deutschland wirkt zunehmend wie ein stagnierendes System, das an überholten Strukturen festhalte und neuen Impulsen nur zögerlich begegne.

Die deutsche Politik erscheint aus chinesischer Sicht fragmentiert, ideologisch überfrachtet und strategisch inkonsistent. Entscheidungen – etwa zum Atomausstieg oder zur Migrationspolitik – werden häufig als wenig pragmatisch und wirtschaftlich nachteilig empfunden.

Deutschland wird nach wie vor als natürliche Führungsmacht Europas betrachtet – ökonomisch, politisch und symbolisch. Der frühere Führungsanspruch – etwa unter Merkel – erscheint jedoch geschwächt. Aktuell werde Deutschland eher als zögerlich, konsensorientiert und strategisch unentschlossen wahrgenommen. Viele Stimmen äußerten den Wunsch nach mehr Klarheit, Führungswillen und geopolitischer Präsenz – besonders im europäischen Kontext.

Deutschland gilt als zentrale Brücke Chinas zur EU, nehme diese Rolle aber zu wenig aktiv wahr. Trotz bestehender struktureller Hemmnisse besteht die Erwartung, dass Deutschland eine gestaltende Rolle übernehme – nicht hegemonial, sondern verantwortungsvoll und richtungsweisend.

3. Die deutsch-chinesischen Beziehungen

Trotz großer Wertschätzung gegenüber Deutschland machen die Gesprächspartnerinnen überwiegend auf eine zunehmende politische Entfremdung aufmerksam. Die wirtschaftlichen Beziehungen gelten zwar weiterhin als stabil, doch Vertrauen und etablierte Dialogformate schienen spürbar abzunehmen. Viele führen diese Entwicklung auch auf den Einfluss der USA zurück und äußern den Wunsch nach mehr europäischer Eigenständigkeit.

Der Wettbewerb mit Deutschland wird als intensiv, aber im Grundsatz fair empfunden. Subventionen betrachten chinesische Gesprächspartner als legitime Mittel der wirtschaftlichen Entwicklung, während westliche Kritik daran als Ausdruck doppelter Standards verstanden wird. Defizite beim Schutz geistigen Eigentums werden eingeräumt, jedoch als Teil eines laufenden Lernprozesses eingeordnet. Chinas Wettbewerbsvorteile lägen weniger in unfairen Praktiken als vielmehr in Effizienz, Geschwindigkeit und Kundenorientierung. Die Diskussion um Fairness wird mitunter als politisch motiviert erlebt, um chinesische Unternehmen gezielt auszubremsen.

Vielfach wird auf komplementäre Potenziale hingewiesen, etwa in den Bereichen grüne Technologien oder Mobilität – verbunden mit dem Wunsch nach einem pragmatischen Umgang mit Konkurrenz.

Deutschlands industrielle Stärken – etwa im Maschinenbau, in der Automobilbranche oder in der Medizintechnik – werden weiterhin hoch eingeschätzt. Gleichzeitig gilt Deutschland als rückständig in zukunftsrelevanten Feldern wie Künstlicher Intelligenz, Halbleitern, Elektromobilität und Digitalisierung. Kritisch angemerkt werden insbesondere langsame Umsetzungsprozesse, ein geringes Maß an Risikobereitschaft sowie mangelnde Kundennähe. Das bisherige Erfolgsmodell aus Ingenieurskunst und Qualitätsversprechen stoße zunehmend an seine Grenzen – insbesondere im Vergleich zu chinesischem Tempo und Kostenvorteilen. Die versäumte digitale Transformation gilt als Schwächung der deutschen Innovationskraft und seiner internationalen Sichtbarkeit. Kooperation mit China wird vielerorts als Chance begriffen – verbunden allerdings mit der Erwartung, dass Deutschland mehr Mut und Anpassungsfähigkeit zeigt.

Der Begriff des „systemischen Rivalen“ wird von den meisten Gesprächspartnern entschieden abgelehnt – er erscheint konfrontativ, ideologisch aufgeladen und dem Vertrauen abträglich. Die neue europäische Rhetorik, insbesondere wenn sie öffentlichkeitswirksam geäußert wird, wird eher als symbolpolitisch denn als sachlich eingeordnet. Auch die erweiterte Anwendung des Begriffs „De-Risking“ auf

Wirtschaft, Forschung oder Zivilgesellschaft löst Irritation und Misstrauen aus. Statt einer vorsorgenden Risikominimierung vermuten viele protektionistische Tendenzen. Die USA werden in diesem Zusammenhang häufig als treibender Akteur hinter Deutschlands strategischer Neuausrichtung genannt. Gefordert wird ein nüchterner, nicht-moralisierender Umgang mit Systemunterschieden. Die Konsequenzen der konfrontativen Rhetorik seien laut einigen Gesprächspartnern bereits spürbar: Projekte würden blockiert, Vertrauen gehe verloren, Austauschformate brächen weg.

4. Globale Ordnung im Umbruch

Wiederholt wird in den Gesprächen ein starkes Streben nach einer multipolaren, friedlichen Weltordnung betont, in der China als konstruktiver, nicht-hegemonialer Akteur mitwirken wolle. Der Ruf nach echtem Multilateralismus – jenseits einer als dominant empfundenen westlichen Ordnung – wird deutlich artikuliert, verbunden mit Kritik an bestehenden Institutionen wie der WTO oder den Vereinten Nationen. Chinas Aufstieg wird als legitim verteidigt, während westliche Deutungen, die darin eine Bedrohung oder Nullsummenpolitik sähen, auf deutliche Ablehnung stoßen.

Europa wird grundsätzlich als Partner geschätzt – jedoch vor allem dann, wenn es sich außenpolitisch eigenständig positioniere. Die Vision, wie sie aus chinesischer Sicht formuliert wird: eine inklusive, lernfähige Ordnung, in der Differenz nicht trennt, sondern zum gegenseitigen Lernen anregt

– ein System kooperativer Gleichwertigkeit statt konfrontativer Machtlogik.

China sieht sein internationales Engagement als friedlich, entwicklungsorientiert und anti-hegemonial. Betonung findet die Idee der Nichteinmischung, der fairen Partnerschaft und des gegenseitigen Nutzens – insbesondere im Umgang mit dem Globalen Süden. Doppelte Standards westlicher Außenpolitik – etwa bei militärischen Interventionen oder im Demokratieexport – stoßen auf Kritik. China gewinne zwar an Sichtbarkeit als eigenständiger internationaler Akteur; Ziel sei aber nicht Dominanz, sondern ein neues internationales Gleichgewicht, das auf Respekt und Gleichwertigkeit beruhe.

Die USA werden von chinesischen Gesprächspartnern als strategischer Hauptkonkurrent wahrgenommen – mit hegemonialem Auftreten und starkem Einfluss auf die internationale Ordnung. Ihr globaler Führungsanspruch basiere vor allem auf militärischer Stärke, politischer Agenda-Setzung und institutioneller Dominanz. Besonders kritisch wird die US-Politik gegenüber China beurteilt: Sanktionen, Technologiebeschränkungen und diplomatischer Druck auf Drittstaaten werden als gezielte Eindämmungsversuche gewertet. Gleichzeitig wird auch die Faszination für Aspekte amerikanischer Kultur, Bildung und Innovationskraft anerkannt. Der Konflikt sei aus chinesischer Sicht nicht kulturell motiviert, sondern geopolitisch. Die USA erscheinen vielen als zentraler Störfaktor globaler Stabilität – China hingegen sieht sich selbst als kooperativen Gegenpol.

Russland wird von chinesischen Gesprächspartnern überwiegend pragmatisch betrachtet – als strategischer Partner im geopolitischen Gleichgewicht, nicht jedoch als ideologischer Verbündeter. Die Zusammenarbeit stütze sich auf gemeinsame Interessen, etwa beim Umgang mit westlichem Druck. Gleichzeitig wird Russlands Verhalten im Ukrainekrieg selten offen verteidigt, aber auch kaum aktiv kritisiert. Statt klarer Parteinahme dominiert ein Plädoyer für Deeskalation und multipolare Stabilität.

5. Plädoyer für „vernünftige“ Kooperation

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und China werden in den Gesprächen als stabil, respektvoll und strategisch bedeutend beschrieben. Trotz geopolitischer Spannungen werde Deutschland weiterhin als verlässlicher Partner geschätzt. Der frühere Technologietransfer habe sich zunehmend in eine gleichwertige Beziehung verwandelt: mit Konkurrenz in Feldern wie Digitalisierung und E-Mobilität, aber auch mit komplementären Stärken. Die Zukunft liege – so der Tenor – in pragmatischer, strategischer Kooperation, auch auf globalen Märkten, in Bereichen wie Green-Tech oder Life Sciences.

Der Kulturaustausch wird von chinesischer Seite als zentrale Brücke für Vertrauen und Verständigung hervorgehoben – insbesondere in politisch angespannten Zeiten. Kunst, Musik, Sport und persönliche

Begegnungen schüfen emotionale Nähe und könnten bestehende Vorurteile abbauen, vor allem bei jungen Menschen. Gleichzeitig sei ein Rückgang kultureller Austauschformate spürbar – viele Programme seien von Einzelpersonen getragen und strukturell nicht abgesichert. Erschwert werde der Austausch zudem durch Visa-Beschränkungen, politische Polarisierung und mediale Verzerrungen. Die Hoffnung besteht, dass Offenheit, direkte Begegnungen und langfristig angelegte Programme neue Bilder ermöglichen könnten – jenseits ideologischer Rahmung.

Auch Bildung und Forschung werden von den Interviewten als tragende Säulen der bilateralen Beziehungen hervorgehoben – wenngleich zunehmende Hürden das Potenzial einschränkten. Deutschland wird als attraktiver Bildungsstandort wahrgenommen, insbesondere wegen hoher akademischer Qualität und fehlender Studiengebühren. Gleichzeitig machten sich spürbare Probleme bei Visa, Bürokratie und politischer Zurückhaltung bemerkbar. Forschungspartnerschaften – etwa in Medizin, Naturwissenschaften oder Recht – werden als wertvoll eingeschätzt, litten aber unter sicherheitspolitisch motivierten Einschränkungen. Der Rückzug Deutschlands aus bestimmten Kooperationen wird als Verlust für beide Seiten verstanden. Der Wunsch nach gegenseitigem Lernen sei nach wie vor stark. Umgekehrt sieht man auch Möglichkeiten, dass Deutschland von China lerne – beispielsweise in Bereichen wie Digitalisierung.

Umwelt- und Klimaschutz werden in China durchaus ernst genommen – allerdings unter anderen Vorzeichen als in Deutschland. Wirtschaftliche Stabilität habe Vorrang, ökologische Maßnahmen würden vor allem funktional und nicht moralisch begründet. Deutschland gilt als glaubwürdiger Partner – insbesondere durch technologische Expertise in Bereichen wie Wasseraufbereitung, Kreislaufwirtschaft oder Erneuerbare Energien. Der Austausch mit Deutschland wird weiterhin als fruchtbar angesehen, müsse jedoch partnerschaftlich und lösungsorientiert gestaltet werden. Gewünscht sei ein gemeinsamer, pragmatischer „Green Transition“-Ansatz – mit Fokus auf Technologie, Finanzierung und wechselseitigem Lernen.

Im Globalen Süden verfolgten Deutschland und China unterschiedliche Strategien, bei im Kern ähnlichen Zielen. Während Deutschland auf Standards, Konditionalitäten und langfristige Planungsmodelle setze, agiere China flexibler, pragmatischer und erfahrungsbasiert. Die deutsche Entwicklungszusammenarbeit wird in ihrer Professionalität anerkannt, zugleich jedoch als distanziert, überreguliert und stark moralisierend empfunden. China betone hingegen Partnerschaftlichkeit, Pilotprojekte und lokales Lernen – auch als bewusste Abgrenzung vom westlichen Vorgehen. Gemeinsame Projekte mit Deutschland erscheinen grundsätzlich denkbar, scheiterten bislang jedoch an methodischen Unterschieden. Trotz aller Differenzen wird mehr gemeinsame Verantwortung gefordert – über geopolitische Konkurrenz hinaus.

Das Wichtigste im Überblick

Grundsätzlich wird Kooperation von chinesischer Seite dann als besonders fruchtbar erlebt, wenn sie pragmatisch, lösungsorientiert und ideologiefrei erfolgt. Unterschiede etwa zwischen deutscher Gründlichkeit und chinesischer Flexibilität werden als überwindbar angesehen. Nachhaltige Kooperation brauche kontinuierlichen Austausch auf allen gesellschaftlichen Ebenen – nicht nur zwischen Regierungen, sondern auch in Kultur, Bildung und Zivilgesellschaft. Besonders zukunftssträftig erscheinen gemeinsame Projekte in Feldern wie Digitalisierung, Nachhaltigkeit oder Künstlicher Intelligenz – mit dem Ziel, technologische und gesellschaftliche Stärken sinnvoll zu verbinden.

1 Deutsches Chinabild und chinesisches Selbstbild



Zwischen Misstrauen und Missverstehen

Die befragten chinesischen Personen zeichnen ein Bild wachsender Entfremdung zwischen Deutschland und China – genährt durch eine Berichterstattung in Deutschland, die als verzerrt wahrgenommen wird, mit immer weniger direktem Austausch und schwindendem Vertrauen.

Unbekanntes Land

Viele der Befragten beklagen, dass Deutschland ein oberflächliches und veraltetes Chinabild habe. Der Eindruck reiche „vom Mann am Reisfeld mit China-Hut“ bis hin zum totalitären Überwachungsstaat. Die Komplexität des Landes werde kaum erfasst – weder in der Vielfalt seiner Regionen, noch in der Dynamik seiner Entwicklungen. Die deutschen Medien beschränkten sich oft auf bekannte Reizthemen: „Menschenrechte, Tibet, Uiguren“. Dabei sei China „so groß und facettenreich“, dass einfache Erzählmuster zwangsläufig in die Irre führen müssten. Persönliche Begegnung wird als Gegengewicht betont: „Nur wer hier war, hat ein echtes Bild.“ Ein Satz, der häufig fällt: „China-Bilder veralten rasch – Besuche helfen, sie aufzufrischen.“

Medien in der Kritik

Der Frust über die Berichterstattung in Deutschland zieht sich wie ein roter Faden durch viele Aussagen. „Nur Menschenrechte“ – so lautet eine häufige Klage. Besonders

deutlich ist die Wahrnehmung ideologischer Voreingenommenheit: „Die Berichterstattung ist eher ideologisch geprägt“, „kritische Artikel passen besser zur Redaktionslinie“.

„China wird heute in der deutschen Bericht-erstattung als groß, stark und gefährlich beschrieben. In der Einschätzung Chinas stehen vor allem Werte im Vordergrund.“

Als Wendepunkt gilt vielfach die Pandemie – mit ihr sei „eine deutliche Distanzierung von China spürbar“ geworden. Auch die Darstellung chinesischer Technologie oder Sicherheitsmaßnahmen wird als verzerrt empfunden. Ein Beispiel: „Was sich hartnäckig hält, ist die Mär vom Sozialkreditsystem“, also der Annahme, dass China seine gut ausgebaute digitale Überwachungsstruktur dazu nutzt, chinesischen Bürgern, die sich nicht an die Vorschriften halten, bestimmte Services und Dienste zu verwehren. Dies erzeuge das Gefühl, dass bestimmte Narrative über China fest zementiert seien – ungeachtet der Realität vor Ort.

Begegnung statt Konfrontation

Einige Stimmen fordern eindringlich, China nicht auf sein politisches System zu reduzieren. „Wir sind ganz normale Menschen“, heißt es – mit Alltagsorgen, Träumen und guten wie schlechten Angewohnheiten. Die politische Konfrontation wird als unnötig eskalierend empfunden: die Bezeichnung „Systemische

Rivalität“ schade den Beziehungen. Es schwingt Enttäuschung mit: „Früher waren die Deutschen gespannt darauf, China zu erkunden.“ Nun sei eine „gewisse Feindseligkeit“ spürbar. Die Rede ist von „China-Bashing“, von Freunden in Deutschland, die „beschimpft wurden“ – und vom Wunsch nach mehr Respekt: „Wir haben keine hegemonialen Absichten. Unser erstes Ziel ist es, den Lebensstandard zu verbessern.“

Die Sprache fehlt

Mehrfach wird beklagt, dass China sich international schlecht erklärt. Die Kommunikation sei „ungeschickt“, „nicht bekömmlich genug“. Oder wie es einer der Gesprächspartner zum Ausdruck bringt: „Diejenigen, die Chinas Absichten und Vorstellungen gut erklären könnten, können nicht gut Englisch, und diejenigen, die gut Englisch können, können Chinas Denken schlecht vermitteln.“ Während westliche Länder aktiv um Verständnis bemüht seien, fehle es China an entsprechenden Formaten.

„Wir müssen lernen, besser nach außen zu kommunizieren. Das, was wir sagen, muss bekömmlicher werden.“

„Die Amerikaner machen das besser – sie laden junge Diplomaten ein und erklären ihnen, was sie wollen.“ Auch sprachliche Barrieren im Westen erschweren gegenseitiges Verstehen. Es sei ein zentrales Problem, dass „in Europa zu wenige Leute Chinesisch sprechen“. Die Herausforderung,

China besser verstehen zu können, wurde nach Ansicht eines Gesprächspartners vom deutschen Journalisten Gerd Ruge besonders gut auf den Punkt gebracht: „Wer zehn Tage in China ist, schreibt ein Buch. Wer zehn Jahre hier lebt, traut sich nicht mal eine Postkarte zu schreiben.“

Verlorene Nähe, schwindendes Vertrauen

Die Beziehung zwischen Deutschland und China habe sich verändert. Früher sei da Neugier gewesen, nun herrsche oft nur noch Skepsis. Über die Ursachen wird viel spekuliert. Viele sehen sie in der politischen Entwicklung – etwa im Ukraine-Krieg, in der Haltung der Grünen oder in der generellen Verschiebung geopolitischer Lager. Doch auch wirtschaftliche Faktoren spielen in der Wahrnehmung unserer Gesprächspartner eine Rolle: „Früher war China keine Konkurrenz. Jetzt ist es anders.“ Die Angst vor China sei „unbegründet, kindisch, naiv“ – so der Tenor. Aber sie sei wirkmächtig. Und sie schade – nicht nur dem Austausch, sondern auch dem Vertrauen. „Man muss ein gutes Herz haben, um sich die deutsche Berichterstattung anzutun“, sagt eine Stimme, halb ironisch, halb resigniert.

Appell an die Begegnung

Aus nahezu allen Aussagen spricht der Wunsch nach direkter Erfahrung. Es sei das einzige Mittel, ein eigenständiges Chinabild zu entwickeln. „Wer nach China kommt, fährt meist mit einem positiveren Bild zurück.“ Die Einladung ist deutlich: „Kommt her, schaut es euch an.“ Und auch die

Richtung sei nicht einseitig – einflussreiche chinesische Stimmen nehmen deutsche Kritik auf, auch mit Nachdenklichkeit. Doch die Öffnung müsse beidseitig erfolgen. Der Appell lautet entsprechend: „Die Leute sollten sich wie Freunde begegnen.“ Nicht, um Unterschiede zu leugnen – sondern um sie besser zu verstehen.

Chinas Selbstbild und seine Wurzeln

Zwischen Bewahrung und Anpassung: Die Befragten skizzieren ein Land, das inmitten globaler Umbrüche auf eine alte, tief verwurzelte Ordnung zurückblickt – und zugleich mit den Anforderungen der Moderne ringt.

Philosophie der Balance

Viele betonen die besondere Logik chinesischen Denkens: nicht konfrontativ, sondern ausgleichend, nicht linear, sondern zyklisch, nicht absolut, sondern relativ. Ein Bild, das sich durch Metaphern und Vergleiche vermittelt: „Wenn Du nach oben willst, gehe erst nach unten, wenn Du nach rechts willst, gehe erst nach links.“ Oder: „Wie in der Musik. Man kann nicht einfach eine Note nach der anderen spielen. Es kommt auf die Beziehung zwischen den Tönen an.“ In diesen Bildern schwingt unter anderem die Überzeugung mit, dass Bewegung immer kontrolliert erfolgen müsse, um Stabilität zu wahren.

„In den Beziehungen Chinas spiegelt sich die chinesische Philosophie wider. Bewegung wird kontrolliert, um Stabilität zu halten.“

Diese Denkweise sei im Westen schwer nachvollziehbar – zu sehr sei dieser auf Geschwindigkeit, Konfrontation und äußere Veränderung fixiert. Die Gesprächspartnerinnen der Studie heben

dabei die innere Orientierung hervor:
„Bleibe in Balance und in der Mitte,
vermeide zu viel Aktion.“ Es ist ein
strategischer Pragmatismus, der nicht durch
Machtstreben, sondern durch Harmonie
getragen sein will.

Arbeit, Alltag und Anpassung

Viele Aussagen verweisen auf die enorme
Arbeitsbereitschaft und Selbstdisziplin
der chinesischen Gesellschaft – nicht
ohne Seitenhieb auf den vermeintlich
bequemen Westen. „In China arbeiten
wir 48 Stunden pro Tag an 8 Tagen in der
Woche“, heißt es spöttisch. Auch wird
beschrieben, wie man in Europa schon
am Nachmittag im Café sitzt, während in
China noch hart gearbeitet werde. Doch
hinter diesen Bemerkungen steckt mehr als
nur Stolz: Es ist ein tiefes Bewusstsein für
die Notwendigkeit von Leistung in einem
Land mit rasanter Entwicklung und hohem
sozialen Erwartungsdruck und Problemen.
Dabei zeigt sich auch ein wachsendes
Spannungsverhältnis zwischen traditionellen
Werten und modernen Herausforderungen
– etwa der Wunsch nach Wohlstand, der
mit einem „Neo-Konfuzianismus“ versöhnt
werden soll. China modernisiere sich, aber
eigentlich „wider Willen“.

Ein tief verankertes Harmonieideal

In den Gesprächen wird ein Selbstbild
gezeichnet, das von Friedfertigkeit und
primärer Orientierung auf sich selbst geprägt
ist. „Wir Chinesen würden nie ein anderes
Land angreifen“, lautet ein zentraler Satz.

Die eigene Geschichte wird als Beleg für
diesen Anspruch herangezogen: „China hat
in seiner Geschichte nie ein anderes Land
überfallen.“

*„Wir alle wünschen uns nur eine
friedliche und glückliche Zukunft
für unsere Familien. Niemand im
Volk will den Krieg.“*

Dieses Selbstverständnis geht mit einem tief
verwurzelten Misstrauen gegenüber äußeren
Einflüssen einher – etwa, wenn betont
wird, dass man sich früher ohnehin als das
Zentrum der Welt verstand, „umgeben von
Barbaren“. Heute sei man offener, aber nach
wie vor primär auf das eigene Wohlergehen
bedacht: „We just do not care“ heißt es oft
über die Entwicklungen in anderen Ländern,
wenn man selbst davon nicht unmittelbar
betroffen ist. Das Ideal sei Stabilität, kein
Dominanzstreben. Auch außenpolitisch
wolle man keine Hegemonie, sondern „ein
friedliches Miteinander in Wohlstand.“

Tradition und Moderne – kein einfacher Übergang

Ein wiederkehrendes Thema ist der Versuch,
Tradition mit Moderne zu verbinden –
und dabei die eigene kulturelle Identität
zu bewahren. Die alte agrarische Ordnung
wird als Ursprung vieler Denk- und
Verhaltensmuster beschrieben: „Zum
Sonnenaufgang zur Arbeit und zum
Sonnenuntergang nach Hause.“ Diese
Welt sei durch Ruhe, Maß und zyklische
Rhythmen geprägt gewesen – im Gegensatz
zu einem „nomadischen, aggressiveren“

Lebensstil. Gleichzeitig wird betont, dass diese Tradition unter Druck geraten sei – durch Globalisierung, Technologie und neue gesellschaftliche Anforderungen.

Daraus ergibt sich ein innerer Zwiespalt: Man wolle nicht einfach westliche Konzepte übernehmen, aber auch nicht rückständig erscheinen. So entsteht das Bild einer Gesellschaft, die auf sich selbst zurückgreift, um auf äußere Herausforderungen zu reagieren – tastend, suchend, aber mit einem klaren Bezug zu den eigenen Wurzeln.

Menschenrechte im Dialog

Die Aussagen zu Menschenrechten spiegeln eine Mischung aus Unverständnis, Verteidigung, vorsichtiger Selbstkritik und grundlegend unterschiedlichen Begrifflichkeiten wider. Der Ton schwankt zwischen klarer Abgrenzung und nachdenklicher Offenheit – verbunden mit dem Wunsch nach einem Dialog, der nicht als Waffe, sondern als Brücke dient.

Ein Begriff, zwei Auffassungen

Ein zentrales Motiv zieht sich durch viele Aussagen: Menschenrechte seien kein universell eindeutiges Konzept, sondern kulturell und politisch geprägt. „Was man unter Menschenrechten versteht, ist in China und in Deutschland unterschiedlich.“ Während in westlichen Gesellschaften individuelle Freiheitsrechte im Vordergrund stünden, werde in China stärker auf soziale Stabilität, Entwicklung und kollektives Wohlergehen abgehoben.

„Es gibt in China sehr wohl so etwas wie Menschenrechte, aber nach einem sehr chinesischen Verständnis.“

„Aus chinesischer Sicht macht der europäische Menschenrechtsbegriff keinen Sinn“, lautet eine prägnante Formulierung. Diese Diskrepanz führt aus Sicht Chinas nicht nur zu Missverständnissen, sondern auch zu Abwehrreaktionen – insbesondere

dann, wenn Kritik aus Europa als belehrend oder instrumentell wahrgenommen wird: „Eine wertgebundene Chinapolitik darf nicht der eigenen Überlegenheitsdarstellung dienen.“

Zwischen Verteidigung und Selbstkritik

Mehrere befragte Personen weisen auf Fortschritte hin – etwa im Bildungsbereich oder in der Armutsbekämpfung: „Heute wird sehr auf Kinderarbeit, Überstunden, Schulpflicht etc. geachtet.“ Gleichzeitig wird nicht bestritten, dass es auch Probleme gibt. „In China hat es in den letzten Jahren wieder Rückschritte in der Meinungsfreiheit gegeben.“ Auch in Bezug auf die „Ausbildungszentren“ in Xinjiang wird gelegentlich angedeutet, dass dort Menschenrechtsverstöße vorgekommen sein könnten. Eine Stimme formuliert es so: „Ja, die sogenannten Ausbildungszentren in Xinjiang hat es gegeben, und dort gab es sicher auch Menschenrechtsverstöße.“ Der Reflex der Verteidigung wird dabei mitunter von Nachdenklichkeit durchbrochen – etwa in der Überlegung, ob man von chinesischer Seite „vielleicht transparenter werden“ müsse.

Xinjiang – ein Minenfeld der Deutung

Kaum ein Thema ist so konfliktbehaftet wie die Lage in Xinjiang. Viele der erhobenen Aussagen wirken wie Versuche, die Maßnahmen der Regierung als Reaktion auf real existierende Probleme zu erklären. Extremismus, Armut und mangelnde Bildung werden als Ursachen genannt: „Die

Uiguren wollen ihre Kinder nicht zur Schule schicken. Zu Hause lernen sie aber nur, wie man Chinesen tötet“, sagen diejenigen, die das System als Schutzmaßnahme verteidigen: „Sollen wir das etwa tolerieren?“ Dabei schwingt häufig ein impliziter Vorwurf mit, dass die westliche Kritik die Komplexität der Situation ausblende.

„Xinjiang ist ein komplexes Problem, vor allem der Extremismus. Aber wir können das langsam lösen. Auch dort ist die Armut das Problem.“

Gleichzeitig gibt es vereinzelt Stimmen, die relativierend das Erziehungssystem auch positiv beschreiben: „Die Umschulung in den Erziehungslagern war für einige auch wertvoll.“ Und dass Studierende sich häufig zu sechst oder acht ein Zimmer teilen, sei für chinesische Verhältnisse insgesamt nicht ungewöhnlich und hätte nichts mit einer Benachteiligung von Uiguren oder gar einer Verletzung der Menschenrechte zu tun.

Der Dialog als Gratwanderung

Die Rolle des Menschenrechtsdialogs wird uneinheitlich bewertet. Während manche ihn als notwendig erachten – „Es ist richtig und gut, den Menschenrechtsdialog aufrechtzuhalten“ – empfinden andere ihn als festgefahren oder fruchtlos. „Das Menschenrechtsthema ist etwas schwierig und auch ein medial besetztes Thema.“ Mehrere Befragte setzen auf andere Formate: den Rechtsstaatsdialog etwa oder den wissenschaftlichen Austausch. Ein Vorschlag lautet: „Warum sollten sich Politiker über

Menschenrechte unterhalten? Da kommt man über gegenseitige Belehrungen nicht hinaus. Menschenrechte sind ein juristisches, ein wissenschaftliches Thema.“ Darin zeigt sich eine Sehnsucht nach einem Dialog auf Augenhöhe – jenseits politischer Konfrontation, belehrender Gesten und symbolischer Moralität.

Zwischen Urteil und Wirklichkeit

Viele Interviewte äußern Unmut über ein aus ihrer Sicht verzerrtes Bild, das im Westen gezeichnet werde. Medienberichte seien einseitig, stigmatisierend, oft auch suggestiv. „Ich kenne Felix Lee von der Süddeutschen Zeitung. Wenn er über die Uiguren schreibt, dann ist es Redaktionslinie, dass der Himmel grau sein muss.“ Diese Kritik trifft auch westliche Proteste: „Da wurde gegen die Todesstrafe in China protestiert. Aber gegen die Todesstrafe in den USA nicht.“ Hier zeigt sich ein Empfinden von Doppelmoral, das die Bereitschaft zum Dialog belastet.

„Mein Eindruck ist, dass man sich im Westen durch den Menschenrechtsdialog einfach nur besser stellen möchte.“

Zugleich wird immer wieder betont, dass mehr persönliche Begegnungen nötig seien, um ein differenzierteres Bild zu erhalten. Der Tenor lautet: Wer über Menschenrechte urteilt, solle auch sehen, wie Menschen in China tatsächlich leben – mit allen Widersprüchen, Herausforderungen und Entwicklungen.

Das politische China

Die Aussagen zum politischen System offenbaren ein facettenreiches Selbstverständnis zwischen Stolz und Zweifel, Anpassung und Kontrolle. Sie zeichnen ein Bild einer hochkomplexen Ordnung, deren Dynamik sich westlichen Beobachtern nur schwer erschließt.

Mehr als ein Zentrum

Einer der häufigsten Einwände gegen westliche Vorstellungen lautet: China ist kein monolithischer Block. Immer wieder wird die föderale Vielfalt und lokale Eigenständigkeit im politischen Gefüge betont: „Man stellt sich in Deutschland vielleicht vor, dass alles in China top-down geschieht, aber das ist nicht unbedingt der Fall.“ Stattdessen existiere ein dichtes Geflecht aus lokalen Interessen, Entscheidungsfreiheiten und improvisierter Praxis – mitunter gegen formale Regeln.

„In China passiert viel nicht nach Plan, trotz strenger Regulierung. Es gibt auch nicht nur ein China, es gibt viele Chinas, wie auf einem Kontinent, und auch die Partei ist nicht allmächtig.“

Ein Beispiel beschreibt, wie Stadtteile in Shanghai oder auch weitgehend verlassene Dörfer in der Umgebung durch Initiativen „von unten“ entwickelt werden. Und immer wieder wird darauf hingewiesen, dass Provinz- und Stadtregierungen beispielsweise

alles für ausländische Investoren täten, selbst wenn dies der zentralen Linie widerspreche. Entsprechend lautet ein geflügelter Satz: „Von oben kommen die Maßnahmen, von unten die Gegenmaßnahmen.“ Diese Perspektive relativiert das Bild eines streng zentralisierten Apparats und rückt die Rolle lokaler Dynamiken ins Zentrum.

Die Partei versteht alle(s)

Mehrere Befragte betonen, dass die Kommunistische Partei Chinas (KPCh) nicht mit westlichen Parteien vergleichbar sei. Sie sei vielmehr eine „all-gesellschaftliche Organisation“, die sich aus der Gesellschaft speise und sie gleichzeitig forme. In dieser doppelten Bewegung liegt für viele ihr eigentlicher Charakter. „Wenn man die KPCh nicht versteht, kann man China nicht verstehen“, lautet ein zentraler Satz. Dabei wird die KPCh als wandelbare Struktur beschrieben – einst leninistisch, heute teils konfuzianisch, zunehmend konservativ.

Für einige ist sie Garant von Ordnung, für andere Hindernis für Offenheit – doch in jedem Fall nicht einfach ersetzbar. „Die KP darf nicht verteufelt werden“, heißt es, denn sie habe nicht nur Fehler, sondern auch Visionen.

„In der kommunistischen Partei Chinas findet sich die ganze chinesische Gesellschaft wieder. Sie versteht die Gesellschaft und systematisiert deren Erfahrungen.“

„Früher“, resümiert einer der Gesprächspartner, „hatte ich manchmal das Gefühl, die Partei wäre ein Entwicklungshindernis und ich fand die politischen Systeme anderer Länder auch attraktiv. Heute habe ich das Gefühl, unser System ist doch nicht so schlecht und das Ablösen der KP durch ein anderes System bringt keine positive Veränderung.“ Auch die Parteikader in den Unternehmen, den Hochschulen und sonstigen Institutionen verdienen einen zweiten Blick. Anders als früher handelte es sich heute vermehrt um hochgebildete Menschen, die nicht nur starr die Parteilinie durchsetzten, sondern der jeweiligen Institution auch wichtige Entwicklungsimpulse geben könnten. Diese Ambivalenz zieht sich durch viele Aussagen.

Freiheit zwischen den Zeilen

Auch der Raum für Meinungsfreiheit wird differenziert beschrieben. Manche sprechen von größerer Offenheit über Social Media oder erlaubter Kritik an Putin auf sozialen Plattformen wie Weibo. Andere berichten von Selbstzensur, von „digitaler Polizei“ oder von künstlerischen Tabus. Der Satz „Man kann hier nicht frei reden, sondern muss sehr aufpassen, was man sagt“ steht exemplarisch für diese gespannte Atmosphäre.

„Natürlich gibt es diese Statecraft: Ressourcen, die Massen zu mobilisieren und zu lenken, die bösartigen Elemente zu erkennen und zu entfernen.“

Doch inmitten dieser Beschränkungen entstünden auch kreative Strategien: „Wenn man alles offen ausdrücken darf, wird das Schaffen von Kunst langweilig.“ Solche Aussagen verweisen auf eine poetische Subversion, auf indirekte Wege und bildhafte Andeutungen – eine Kultur des Zwischenraums, die nicht ohne Risiko ist, aber auch Ausdruck von Resilienz.

Wandel mit prüfendem Blick

Ein wiederkehrendes Thema ist die Gleichzeitigkeit von Kontrolle und Wandel. Viele betonen die Professionalität der Verwaltung: Minister müssten strenge Prüfungen absolvieren, Erfahrungen auf unteren Ebenen nachweisen – fachliche Eignung sei entscheidend. In dieser meritokratischen Logik steckt ein Selbstbewusstsein, das dem westlichen Bild von Nepotismus oder blinder Parteiloyalität widerspricht. Zugleich zeigt sich ein permanentes Spannungsverhältnis zwischen Transparenz und Überwachung, zwischen öffentlichem Vertrauen und politischem Druck. So wird etwa von einer „lieben Katze“ erzählt, die durch Kameras wiedergefunden wurde – ein Symbol für den alltäglichen Nutzen eines Systems, das zugleich beängstigend wirken kann.

Grenzen der Offenheit

Der Zugang für ausländische NGOs, Stiftungen und die Wissenschaft ist deutlich schwieriger geworden. Viele beklagen neue Genehmigungspflichten, eingeschränkte Bewegungsfreiheit und einen zunehmenden Misstrauensdiskurs. „Früher war es normal,

dass Wissenschaftler aus aller Welt nach China kommen“, erinnert sich ein Befragter, „heute ist das für viele undenkbar.“ Gleichzeitig wird argumentiert, dass China auch seine Informationssouveränität schützen müsse – etwa durch die *Great Firewall*, die nicht nur als Zensur, sondern auch als ökonomische Schutzmaßnahme interpretiert wird. Wiederkehrend ist die These: China wolle sich nicht abschotten, aber auch nicht unterordnen. Offenheit, so scheint es, bleibt selektiv und reversibel.

Über Politik wird nicht geredet – oder doch?

Viele Interviewte beschreiben ein gespaltenes Verhältnis zur Politik. Für den Staat sei sie zentral, für den Einzelnen oft irrelevant – ganz anders als in Deutschland, wo „jeder politisch“ sei. Gleichzeitig wird auch in China viel über Politik gesprochen – allerdings nur in vertrautem Kreis und nicht öffentlich.

„Man kann hier nicht frei reden, sondern muss sehr aufpassen, was man sagt. Früher gab es die vier T - Tian'anmen, Taiwan, Tibet, Turkestan (Xinjiang). Zuletzt ist noch ein X dazu gekommen.“

Daneben gibt es sehr wohl eine politische Alltagserfahrung: in der Interaktion mit Beamten, in öffentlichen Diskussionen, in sozialen Medien. Ein Interviewter drückt den inneren Zwiespalt aus, in den man in China leicht gerät: „Ich traue mich zu sagen, dass ich mein Land mehr liebe als der durchschnittliche Verkehrspolizist – auch

wenn er auf den ersten Blick gehorsamer ist und ich auch mal demonstriere.“ Solche Sätze zeigen, dass nationale Loyalität und kritische Haltung kein Widerspruch sein müssen. Die chinesische Gesellschaft denkt nicht apolitisch – sie denkt anders politisch.

Wachstum mit Widersprüchen

Chinesische Stimmen zeichnen das Bild einer Gesellschaft im Aufbruch – stolz auf das Erreichte, wachsam gegenüber dem Kommenden und spürbar erschöpft vom eigenen Tempo. Der Ton variiert zwischen Selbstbewusstsein und Nachdenklichkeit, zwischen wirtschaftlichem Ehrgeiz und dem Wunsch nach innerer Balance.

Rasanter Aufstieg, ungleiche Verteilung

Viele Befragte betonen Chinas wirtschaftlichen Aufstieg mit sichtbarem Stolz – zugleich aber mit einem klaren Blick für die inneren Ungleichgewichte. „China hat in vierzig Jahren eine Entwicklung durchgemacht, die in Europa hundert Jahre gedauert hat“, heißt es. Doch der Preis sei hoch: „Unsere Entwicklung war zwar sehr schnell, aber auch oberflächlich.“ Die Unterschiede zwischen Metropolen wie Shanghai und der Fläche seien gravierend. In einem Satz klingt die ganze Dimension an: „Allein die Anzahl der Menschen mit Behinderung in China ist so groß wie die gesamte Bevölkerung in Deutschland.“ Solche Vergleiche unterstreichen die Herausforderung, nicht nur ökonomische Spitzenleistungen zu erzielen, sondern flächendeckend Lebensqualität zu sichern.

Krise trifft Ehrgeiz

Die Verlangsamung der Konjunktur sorgt vielerorts für Verunsicherung. „Die

Konjunktur ist beschissen“, fasst jemand drastisch zusammen und benennt damit einen Stimmungsumschwung nach Pandemie, Digitalisierungsschub und aktuellen geopolitischen Konflikten. Die sinkende Binnennachfrage, schwacher Konsum und Exportrestriktionen bereiten Sorgen. Gleichzeitig bleibt der Wille zur Weiterentwicklung ungebrochen: „Was wir jetzt brauchen, ist ein technologisches Update.“ Bildung, Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit – klassische deutsche Tugenden werden in mehreren Aussagen als Entwicklungsziele genannt. Eine Interviewte bringt es auf den Punkt: „Materiell kann man leicht überholen, aber nicht im Bereich Bildung und Erfahrung.“

Vom Wandel erschöpft

Trotz der materiellen Fortschritte zeigt sich ein tiefgreifendes Gefühl von Überforderung. „Nach der Pandemie, nach diesem Schock, sind viele Leute müde geworden“, heißt es. Die Gesellschaft sei erschöpft, die Menschen verunsichert, viele hätten ihre Motivation verloren – selbst in den aufstrebenden Städten.

„Ich mache mir ernsthaft Sorgen um die Entwicklung in China. Wir haben im Inneren so viele Probleme, die Menschen stehen unter erheblichem Stress und haben Zukunftsängste.“

Eine Interviewte beschreibt es so: „Der normale Einwohner in China ist sehr weit weg von der Politik. Er ist sehr mit der Organisation seines Alltagslebens beschäftigt. Das ist anstrengend

genug.“ Der rasche Wandel hinterlässt Spuren, nicht nur in der Infrastruktur, sondern auch im Innersten der Menschen.

Der Wunsch gesehen zu werden

Trotz offener Selbstkritik bleibt der Wunsch nach internationaler Anerkennung spürbar. Viele fordern mehr Verständnis für den Kontext: „Bevor man China kritisiert, sollte man sich zunächst überlegen, warum China bestimmte Sachen macht.“ Kritik sei in Teilen berechtigt, aber oft unfair oder uninformativ: „Die meisten Anschuldigungen des Westens sind in unserem Land auch irgendwie begründet – aber ich denke, man sollte das alles vor dem Hintergrund ernsthaften Bemühens um Verbesserung sehen.“ China sei nicht perfekt, aber bemüht. Und: Die Erzählung vom unaufhaltsamen Aufstieg zur Nummer Eins wird intern durchaus skeptisch gesehen. „Mir persönlich gefällt dieses Gerede von ‚Wir sind bald Nummer Eins‘ auch nicht besonders.“

Ein chinesischer Pfad

Immer wieder verweisen die chinesischen Aussagen auf das Streben nach einem eigenen, an den Kontext angepassten Entwicklungsmodell. Europa diene als Inspirationsquelle – nicht als Blaupause. „China entwickelt seinen eigenen Weg und übernimmt Elemente aus dem Ausland nur als Instrumente.“

„Seit hundert Jahren versucht China sich mit Hilfe aus dem Ausland zu modernisieren. Eine einfache Übertragung von Erfahrungen funktioniert aber nicht. Wir brauchen unseren eigenen Weg.“

Dieses pragmatische Lernen steht in Kontrast zu missionarischen Erzählungen. Der Wunsch ist klar: Raum und Zeit, um den eigenen Pfad zu finden – ohne fremde Belehrung, aber mit klarem Blick für globale Verantwortung. Oder, wie es ein Befragter formuliert: „Lasst China Spielraum und Zeit, um seinen eigenen Weg zu entwickeln und zu gehen. Die Welt braucht auch legitime Alternativen.“



2 Chinas getrüübter Blick auf Deutschland



Zwischen Neugier und Ernüchterung

Das Deutschlandbild der Interviewten changiert zwischen Bewunderung und Irritation. Deutschland erscheint als Land mit Stärken, aber auch als eines mit Widersprüchen – durchweg ernst genommen, doch zunehmend fremd wirkend.

Verlässlichkeit ‚Made in Germany‘

Viele Interviewte verknüpfen Deutschland mit Begriffen wie „Gründlichkeit“, „Regelmäßigkeit“ und „Qualität“. „Ich habe den Eindruck, dass die Deutschen in ihrer Arbeitsweise sehr exakt sind. Alles ist sehr durchorganisiert“, sagt eine befragte Person. Ingenieurskunst und „Made in Germany“ gelten weiterhin als starke Marken, ebenso wie die hohe Disziplin – auch im Alltag: „Die Deutschen warten wirklich an der roten Ampel – sogar nachts um drei, wenn kein Auto kommt!“ Diese Faszination für Ordnung wird aber nicht nur bewundernd, sondern auch befremdlich kommentiert. Ein Interviewter nennt es „regelverliebt“ – mit einem leicht ironischen Unterton.

Emotional unterkühlt

Während das Bild deutscher Institutionen meist positiv ausfällt, erscheinen die Deutschen als Menschen vielen als distanziert. „Es fällt schwer, mit Deutschen Freundschaften zu schließen“, berichtet eine Befragte. Die Beschreibung

reicht von „zurückhaltend“ bis „kalt“, manchmal flankiert von Resignation. Eine Interviewte konstatiert: „Wenn man kein Deutsch spricht, ist es fast unmöglich, sich zu integrieren.“ Auch kulturelle Missverständnisse werden angesprochen – etwa der deutsche Hang zur direkten Kritik, der für viele in China verletzend wirkt.

„Die Deutschen sind für unsere Begriffe sehr direkt in ihrer Kommunikation. Das ist in China ganz anders.“

Der Wunsch nach mehr Wärme und Offenheit zieht sich durch mehrere Aussagen.

Selbstgerecht und belehrend

Ein zentraler Vorwurf ist der Ton moralischer Überlegenheit, der von manchen Interviewten als anmaßend empfunden wird. Deutschland erscheine „belehrend“, „arrogant“, ja „missionarisch“ und „die Deutschen glauben oft, sie wissen alles besser.“ Dies betreffe insbesondere Debatten über Menschenrechte oder politische Systeme. Man sehe das deutsche Engagement nicht per se negativ, aber der Ton mache die Musik. In der Wahrnehmung vieler Befragter fehlt es dabei an Neugier für den chinesischen Kontext.

Politik mit Doppelmoral

Zahlreiche Interviewte kritisieren eine aus ihrer Sicht inkonsistente deutsche Außenpolitik. China werde scharf kritisiert, während westliche Partner wie die USA bei

vergleichbaren Praktiken geschont würden. Ein Befragter formuliert es spitz: „Die Deutschen sehen den Splitter im Auge des anderen, aber nicht den Balken im eigenen.“

„Deutschland hat stark an Glaubwürdigkeit und Legitimität eingebüßt. Das liegt vor allem an Gaza. Die deutsche Politik misst mit zweierlei Maß.“

Auch die politische Kommunikation Deutschlands erscheint vielen als widersprüchlich – etwa, wenn Wirtschaftsinteressen mit wertorientierter Rhetorik vermenget werden. Das führe nicht nur zu Frustration, sondern auch zu einem schleichenden Vertrauensverlust.

Respekt – aber zunehmend distanziert

Trotz aller Kritik bleibt Deutschland für viele eine relevante, ernstzunehmende Referenz. „Deutschland ist wie ein älterer Cousin – manchmal nervt er, aber man hört ihm trotzdem zu“, sagt ein Befragter augenzwinkernd. Die Aussagen spiegeln einen differenzierten Blick: Deutschland sei ein wichtiges Land mit Stärken, aber auch mit einem Hang zur Selbstverliebtheit. Der Respekt ist nicht verschwunden – doch er ist eingebettet in ein zunehmend eigenständiges chinesisches Selbstverständnis. Oder, wie es eine Gesprächspartnerin formuliert: „Wir können von Deutschland lernen – aber wir sind nicht mehr bereit, uns von Deutschland bewerten zu lassen.“

Was geworden ist aus Deutschland

Zwischen Nostalgie und Sorge, zwischen Anerkennung und Unbehagen skizzieren chinesische Befragte ein Deutschlandbild im Wandel – irritiert, zwiesgespalten und nicht selten enttäuscht.

Verblasste Erinnerung an Sicherheit

Viele befragte Personen blicken mit Wehmut auf ein Deutschland zurück, das einst als sicher, freundlich und ordentlich galt. „Damals fühlte ich mich sicher in Deutschland, auch als Frau, auch nachts. Das ist vorbei“, heißt es mit Nachdruck. Die Veränderung wird insbesondere an der gestiegenen Kriminalitätswahrnehmung festgemacht, an Einbrüchen, Diebstählen, auch persönlichen Erfahrungen mit Belästigungen.

„Die Situation in Deutschland hat sich verschlechtert. Früher war Deutschland sehr viel sicherer und sauberer. Heute hört man oft von Räubern und Attentaten.“

Diese Einschätzungen münden oft in ein übergreifendes Gefühl des Kontrollverlusts – „Deutschland ist kein sicheres Land mehr“ – und bringen Sorgen um Angehörige zum Ausdruck. Manche Beobachtungen verbinden sich mit einer stärkeren Emotionalität: „Ich mache mir Sorgen um meine Tochter in Köln.“ Der Verfall

der öffentlichen Ordnung, symbolisiert etwa durch die Deutsche Bahn oder die veränderte Atmosphäre auf den Straßen, steht in auffälligem Kontrast zur nostalgisch gefärbten Erinnerung an „sauber, freundlich, ordentlich, gebildet, höflich“.

Ein anderes Straßenbild

Zahlreiche chinesische Stimmen äußern sich irritiert über das veränderte Erscheinungsbild deutscher Städte – in ihrer Wahrnehmung geprägt von „Gastarbeitern“, einem „sehr hohen Anteil an Zuwanderern“, „überall trifft man nur noch auf Gastarbeiter“.

„In Deutschland ist es leider nicht mehr so schön wie früher. Alles ist teurer, das Straßenbild weniger deutsch. Das ist schade für die, die das frühere Leben in Deutschland sehr mochten.“

Diese Veränderungen rufen bei manchen Befragten Unbehagen hervor, nicht selten verbunden mit kulturkritischen Untertönen: „Das ist nicht mehr sehr deutsch“. Besonders die Flüchtlingspolitik der Merkel-Jahre wird kritisch hinterfragt – sie sei „nicht durchdacht“ gewesen, habe Deutschland „überstrapaziert“ und die Gesellschaft „überlastet“.

Gleichzeitig finden sich Aussagen, welche die Humanität der Aufnahmebereitschaft betonen und deren Notwendigkeit für den Arbeitsmarkt anerkennen. Insgesamt wird das Thema Migration oft mit Verunsicherung, Identitätsverschiebung und einem Verlust an sozialer Kohärenz verknüpft. Die Spannbreite

reicht dabei von sachlicher Kritik bis hin zu subtiler kultureller Fremdheitserfahrung.

Veränderungen im Inneren

Auch tieferliegende kulturelle und politische Verschiebungen beschäftigen viele der Befragten. Der Vorwurf mangelnder Meinungsfreiheit, der mit dem Satz „Nur die richtige Meinung ist frei“ sogar Buchtitel wurde, zeigt eine zunehmende Polarisierung auf. Die einst wahrgenommene deutsche Dialogkultur sei von politischer Korrektheit und Elitendenken abgelöst worden, so die Kritik. Die deutsche Sprache gelte inzwischen als durch das Gendern noch komplizierter – ein kleiner, aber symbolträchtiger Hinweis auf das Gefühl, dass Pragmatismus und Alltagsnähe verloren gegangen sind.

Auch wirtschaftspolitische Fragen werden aufgeworfen: „Wo ist das Geld geblieben, das Deutschland durch die Globalisierung verdient hat? Warum fehlt es an allen Ecken und Enden?“ Die Antworten bleiben unausgesprochen – doch die Fragen wirken wie feine Risse im Vertrauen in ein funktionierendes System.

Zwischen Stillstand und Hoffnung

Trotz aller Kritik und Sorge klingt bei einigen Interviewten auch ein Rest an Hoffnung durch. Deutschland könne sich, so der Tenor, „wieder beweisen“ – insbesondere die junge Generation. Eine Rückbesinnung auf wirtschaftliche Stärke, weniger Regulierung, mehr Offenheit für Innovation – all das wird eingefordert.

„Deutschland hat auch nach dem Zweiten Weltkrieg mit der sozialen Marktwirtschaft eine komplette innere Erneuerung der Gesellschaft geschafft.“

Gleichzeitig bleibt ein Kern an Wertschätzung erhalten: „Ich wünsche mir, dass Deutschland weiterhin prosperiert.“ Und: „Ich bin zuversichtlich, dass sowohl Deutschland als auch China eine gute Zukunft haben.“ Solche Stimmen sind seltener, aber nicht überhörbar – und sie markieren die Zwiespältigkeit dieser Perspektive: Zwischen Entfremdung und Verbundenheit, zwischen Enttäuschung und Respekt, zwischen dem Bild von einst und der Realität von heute.

Deutschlands Stärken

Handwerkliche Präzision, historische Verantwortung und globale Vorbildrolle charakterisieren ein Bild Deutschlands, das von Respekt, Bewunderung – und kritischer Neugier geprägt ist.

Präzision, Handwerk, Systemdenken

Immer wieder fällt das Schlagwort „Präzision“ – nicht als Floskel, sondern als gelebte Erfahrung. Ob in der Handwerkskunst, beispielsweise den Schrauben an einer Geige oder in der hochspezialisierten Fertigungstechnik: Deutschland gilt als Land der feinen Justierung. Die Interviewten betonen die Stärke deutscher KMUs ebenso wie die Innovationskraft von Fraunhofer und Max-Planck-Instituten, die für viele „immer für etwas Disruptives gut“ sind.

„Wir wollen gerne auch von den ‚Hidden Champions‘ in Deutschland lernen, es gibt dafür große Aufmerksamkeit hier.“

Auch die duale Berufsbildung wird als strukturgebend und vorbildlich angesehen, mit „erheblichen Löchern“ im chinesischen System im Vergleich. Dabei schwingt stets die Idee mit, dass Deutschlands Stärke nicht nur in Einzelinnovationen, sondern im Zusammenspiel von Systemen, Geduld und methodischer Exzellenz liegt.

Stärke durch Aufarbeitung

Besonders häufig wird Deutschlands Umgang mit der eigenen Geschichte als „vorbildlich“ hervorgehoben. Die offene Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg wird im Vergleich zur japanischen Haltung betrachtet und trägt dazu bei, dass Deutschland als moralisch integriertes Land wahrgenommen wird.

„Deutschland geht sehr reflektiert mit den eigenen schmerzlichen Erfahrungen um. Es hat eine hohe Motivation, sich für eine gerechte globale Ordnung einzusetzen.“

In den Worten einer befragten Person: „Was das angeht, hat Deutschland eine sehr gute Aufarbeitung geleistet und setzt sich erkennbar für Frieden und eine gerechtere Welt ein.“ Diese Haltung, so der Tenor, verleiht Deutschland eine besondere Rolle in internationalen Organisationen und ein Maß an Respekt, das tief verankert ist.

Technologiekompetenz?

Zwar wird Deutschland durchgehend als „Technologie-Hub der Fertigung“ gewürdigt, insbesondere im Maschinenbau, der Chemieindustrie oder der Robotik. Aber gleichzeitig mischt sich Skepsis in das Lob. Die Frage „In welchen innovativen Bereichen ist Deutschland heute führend?“ bleibt unbeantwortet im Raum stehen – und deutet auf eine gewisse Unsicherheit über die Zukunftsfähigkeit hin. Einige Interviewte sehen eine Bedrohung

durch ideologisch geprägte Politik, die das „tolle Humankapital“ gefährden könne. Auch der Innovationsvorsprung im Bereich Verbrennungsmotor wird als „Pfadabhängigkeit“ verstanden, die zwar noch wirke, aber zugleich schnelleren Fortschritt in der Elektromobilität und auf neuen Spielfeldern – wie KI oder Smart Manufacturing – dringlich erscheinen lässt.

Soziale Balance als Standortstärke

Nicht nur Technik, auch Alltagskultur und gesellschaftliche Balance rufen Anerkennung hervor. Weniger Überstunden, geringere soziale Disparitäten und auch der Karneval – all das ergibt ein Bild von Deutschland als durchorganisiertem, aber menschenfreundlichem Land. Auch der Datenschutz, die Sicherheit von Frauen in der Arbeitswelt oder der Umgang mit Gewalt im Internet werden als Felder genannt, in denen Deutschland „weit voraus“ sei.

Deutschlands Schwächen

Die an der Studie Teilnehmenden zeichnen das Bild eines Deutschlands, das in der Wahrnehmung vieler nicht mehr mit der Dynamik der Gegenwart mithalten kann. Es überwiegt der Eindruck von struktureller Trägheit, bürokratischer Erstarrung und verpassten Chancen.

Ein Land, das zu oft bremst

Die befragten Personen beschreiben Deutschland als ein Land, das auf der Stelle tritt, während andere vorbeiziehen.

„Deutschland erscheint heute aus chinesischer Perspektive als erstarrt. Deutschland ist nicht mehr so innovativ wie früher. Es gibt auch kaum Wachstum.“

Man sieht eine übermäßige Neigung zur Regelhaftigkeit – „Die Deutschen halten zu viel an ihren Regeln fest“ –, die heute nicht mehr für Stabilität sorgen, sondern Entwicklungen hemmen würden. Deutschland gelte als „konservativ“, „zu langsam“ und „nicht mehr souverän und stark wie früher“. Besonders drastisch wird der Rückfall in technologischen Fragen benannt: das Festhalten an Bargeld, fehlende Digitalisierung, schlechte Internet-Infrastruktur. „Deutschland lebt von seinen Erfolgen der Vergangenheit“, konstatiert eine Stimme. Viele verbinden damit das Bild einer Gesellschaft, die sich nicht mehr selbst überwindet.

Bitte warten!

Ein wiederkehrender Vorwurf lautet: Die einst bewunderte deutsche Bürokratie sei heute ein Hindernis. Visaverfahren etwa werden als erniedrigend und unverständlich beschrieben – mit Anklängen von Bitterkeit: „Wir sind doch keine Flüchtlinge, sondern Geschäftsleute mit seriösen Absichten.“ Geschäftsreisende, die teils „seit vierzehn Monaten“ auf Dokumente warten, erleben eine Abwärtsspirale aus Kontrolle, Misstrauen und Überregulierung. Vergleichende Beispiele – „Dasselbe Visum in Frankreich: drei Tage“ – verschärfen den Kontrast. Auch alltägliche Prozesse wie Bahnfahrten oder medizinische Versorgung geraten in die Kritik: „Siebzig Minuten auf die Bahn gewartet“ oder „eine einzige Katastrophe“ beim Deutschen Konsulat.

Abwärts statt vorwärts

Der gesellschaftliche Stillstand zeigt sich für viele auch im sozialen Bereich: „In Deutschland gibt es zu wenig sozialen Aufstieg. „Jeder bleibt in seiner Schicht.“ Deutschland erscheint „nicht mehr offen, tolerant und innovativ“. Der Eindruck sei, so formuliert es eine befragte Person, dass das Land „vor allem von seinen Erfolgen aus der Vergangenheit“ lebe.

„In Deutschland verläuft der Modernisierungs-prozess sehr viel langsamer oder ist sogar zum Erliegen gekommen, da ist eine gewisse Sättigung eingetreten.“

Manche Interviewte benennen dies als psychologisches Problem – ein Land, das „zu Extremen neigt“ und sich in seiner Geschichte verheddert. Ein besonders eindrückliches Bild vermittelt die Erinnerung an den ICE früherer Jahre – damals ein Sinnbild für Fortschritt, heute kaum noch pünktlich.

Nur Mut, Deutschland

Trotz aller Kritik schwingt in vielen Aussagen auch der Wunsch mit, Deutschland möge sich neu erfinden. Man wünscht sich ein „weniger verklemmtes“ Land, das „von den Franzosen lernt“, das seine Vergangenheit „nicht als Belastung, sondern als etwas, das beflügeln kann“ versteht. Zwischen Enttäuschung und Hoffnung bleibt so ein Bild mit Rissen zurück – das eines Landes, das noch viel sein könnte, wenn es sich traut, anders zu werden.

Deutsche Politik – Quo vadis?

Die Aussagen über die deutsche Politik zeichnen ein Bild der Verunsicherung: Bewunderung wechselt mit Spott, Zustimmung mit Ratlosigkeit. Was bleibt, ist der Wunsch nach mehr Klarheit, Pragmatismus – und weniger Ideologie.

Vom Kurs abgekommen

Immer wieder stoßen sich die befragten Personen am teils schwer nachvollziehbaren politischen Kurs Deutschlands. Der Ausstieg aus der Atomenergie wird vielfach als Paradebeispiel genannt – nicht nur, weil er als wirtschaftlich und geopolitisch unklug empfunden wird, sondern auch, weil er durch das Importieren von Atomstrom aus Frankreich als widersprüchlich gilt. „Wir verstehen hier nicht so recht die selbstmörderische Strategie Deutschlands“, heißt es pointiert, auch mit Blick auf die veränderten Handelsbeziehungen zu Russland und China.

„Man sägt sich das billige Gas aus Russland ab. Man bricht den Handelskontakt mit China ab. Und man isoliert sich langsam sicherheitspolitisch von den USA.“

Dieses Unverständnis ist keine bloße Empörung, sondern Ausdruck eines tieferen Bedürfnisses nach Berechenbarkeit: Deutschland erscheine „nicht klar genug hinsichtlich seiner Interessen“ und sei

„zu stark von den USA und den Grünen beeinflusst“. Der Wunsch nach strategischer Kontinuität, wie er in Anspielung auf Bismarck und Merkel mitschwingt, ist deutlich vernehmbar.

Zu viel Ideologie, zu wenig Pragmatismus

Ein durchgehendes Unbehagen äußern viele gegenüber einer Politik, die „zu ideologisch“ sei. Es fehle an nüchternem Realismus.

Der Vorwurf lautet, Deutschland sei „nicht zielorientiert“, zu sehr „mit sich selbst beschäftigt“ und handle mitunter „dumm“. Beispiele wie das „Heizungsgesetz“, das in China eher belächelt als bewundert wird, dienen als Sinnbild für eine überhastete und unpraktikable Gesetzgebung. Der Kontrast zur chinesischen Vorgehensweise – erst Pilotprojekte, dann Umsetzung mit kontinuierlichem Nachsteuern – dient dabei weniger der Selbstbeweihräucherung als vielmehr der Betonung eines systemischen Unterschieds.

Die Grünen – ein Reizthema

Kaum eine politische Kraft wird so scharf kritisiert wie die Grünen. Sie gelten als übertrieben ideologisch, technikfeindlich, wirtschaftsschädlich – und als maßgeblich verantwortlich für den Kurs, der Deutschland in chinesischen Augen schwächt. Besonders häufig werden neben Robert Habecks Heizungsgesetz die Außenauftritte von Annalena Baerbock genannt. Baerbock wird in harschen Worten beschrieben: „Zum Fremdschämen“, „arrogant“, „undiplomatisch“, „wie eine ungebildete

Person“. Diese Einschätzungen mögen subjektiv sein, doch sie zeigen: Rhetorik und Auftreten wirken nach, auch über kulturelle Distanzen hinweg. Der diplomatische Schaden würde in Deutschland unterschätzt – „Der Auftritt von Frau Baerbock hat Deutschland sicher Milliarden weniger Umsatz mit China gebracht.“

Fragmentiert, polarisiert, richtungslos?

Die politische Landschaft Deutschlands erscheint den befragten Personen zersplittert und instabil. Die Brandmauer gegen die AfD wird einerseits respektiert, andererseits als kontraproduktiv angesehen – sie mache die Partei nur stärker. Gleichzeitig wird die Rolle von Politikern wie Alice Weidel überraschend wohlwollend bewertet: Ihr China-Bezug, ihre Sachnähe mache sie zu einer populären Figur.

„Deutschland muss aufpassen, dass die kleinen Leute nicht schlechter gestellt werden als die Flüchtlinge.“

Dass ihr politischer Hintergrund und der Rechtsextremismus der Partei in China kaum wahrgenommen wird, zeigt auch eine tiefer liegende Asymmetrie in der Wahrnehmung deutscher Innenpolitik. Insgesamt bleibt ein Eindruck politischer Orientierungslosigkeit: „Deutschland muss sich wieder eine klare Zielorientierung geben“, fordert eine Stimme – und meint damit auch: Wer führen will, muss wissen, wohin.

Deutschland in der Führungskrise?

Wünsche, Erwartungen und Ernüchterung – das Bild von der deutschen Führungsrolle in Europa erscheint aus chinesischer Sicht gespalten: viel Potenzial, wenig entschlossene Umsetzung.

Vermiedene Führung

Viele sehen Deutschland weiterhin als „Nummer Eins“ in Europa – ein Befund, der fast wie ein diplomatischer Reflex wirkt, zugleich aber mit Skepsis unterlegt ist. Die Bewunderung für Deutschlands historisches Gewicht, wirtschaftliche Stärke und seine Rolle als Motor Europas ist ungebrochen, doch es dominiert die Enttäuschung über das gegenwärtige Führungsverhalten. „Früher war Deutschland Europa und Europa Deutschland“, so eine Stimme – heute jedoch wirke das Land „wie mit Ketten an den Beinen“. Die oft wiederholte Feststellung, Deutschland vermeide eine klare Führungsrolle, hat fast etwas Gereiztes: „Deutschland hat eine Meinung, drückt sie aber nicht so deutlich aus.“ Die Erwartung, dass Deutschland nicht nur moderieren, sondern anführen soll, wird mit Nachdruck formuliert – doch viele Interviewte bezweifeln, dass dieser Wille vorhanden ist.

Merz als Projektionsfläche

Auffällig häufig fällt der Name Friedrich Merz – nicht als bloßer Politiker, sondern als Projektionsfigur für einen erhofften Wandel. Die Erwartungen an ihn sind

teils hochfliegend, teils druckvoll: Er solle Deutschland „auf Wachstumskurs bringen“, Europa „autonom machen“ und eine „neue Art von Führungsverantwortung“ zeigen. Eine Befragte formuliert die Hoffnung, Merz könne „zu einer historischen Figur Deutschlands“ werden.

„Ich wünsche mir, dass Merz Führung beweist, Deutschland wieder auf Wachstumskurs bringt und in der EU die Arbeit an den großen globalen Fragen mit uns ermöglicht.“

Gleichzeitig schwingt eine gewisse Vorsicht mit – man „spürt“, dass Merz unter „ziemlichem Druck“ steht. Seine Aussagen zur Aufrüstung oder zum Gaza-Konflikt werden registriert – nicht unbedingt befürwortet, aber als Ausdruck von Führungsanspruch gewertet. Diese Personalisierung des Führungsdiskurses offenbart eine gewisse Ratlosigkeit: Wenn nicht Merz, wer dann?

Führung ja, Dominanz nein

Die befragten Personen unterscheiden differenziert zwischen Führung und Dominanz. Immer wieder betonen sie: Deutschland solle „nicht als Hegemon in Europa“, sondern als „positives Beispiel“ auftreten. Es gehe um Verantwortung, nicht um Vormacht. Deutschland wird als „wichtiger Verbindungspartner zwischen China und der EU“ gesehen – auch in Fragen globaler Ordnung, Sicherheitsgarantien für die Ukraine oder dem Verhältnis zu den

USA. Diese Rollenzuschreibungen zeugen von Vertrauen in Deutschlands Fähigkeit zur differenzierten, multilateralen Diplomatie. Doch dieses Vertrauen ist an Bedingungen geknüpft: Mut, Klarheit und eigenständiges Denken werden eingefordert – insbesondere in Abgrenzung zur US-amerikanischen Politik.

Einladung an Berlin

Im Schatten der deutschen Führungsdebatte reflektieren die Interviewten auch das europäische Gesamtbild. Großbritannien fällt aus chinesischer Sicht als Führungskraft für die EU aus. Frankreich wird zwar als politisch ambitioniert beschrieben, aber mit einem skeptischen Unterton: „Die Franzosen wollen zwar, können aber nicht.“ So entsteht ein Machtvakuum, das Deutschland eigentlich füllen könnte – wenn es denn wollte. Doch aus Respekt voreinander scheinen weder Frankreich noch Deutschland den entscheidenden Schritt zu gehen. Auch das oft beschworene Weimarer Dreieck – Deutschland, Frankreich und Polen – entfaltet „keine eigene Dynamik“, Europa erscheint „wie in kleine mini-laterale Netzwerke zerfallen“. Diese Diagnose zeugt weniger von Resignation als von analytischer Schärfe – und einer impliziten Einladung an Deutschland, diesem Fragmentierungsprozess entgegenzutreten.

Chinas Hoffnung

Trotz aller Kritik und Skepsis bleibt eine emotionale Bindung zu Deutschland spürbar. Eine Interviewte formuliert: „Obwohl ich in letzter Zeit kaum noch Zeit für Deutschland

hatte, trage ich in meinem Herzen immer noch den Wunsch, dass dieses Land seine führende Rolle beibehalten kann.“ Dieses Bekenntnis verweist auf ein tieferes, fast freundschaftliches Verhältnis – geprägt von enttäuschter Hoffnung, aber nicht von Abwendung.

„Deutschland spielt eine führende Rolle in der EU und ist ein wichtiger Verbindungspartner zwischen China und der EU.“

Europa wird in den Aussagen nicht als Belastung für Deutschland gesehen, sondern als Bühne für seine Entfaltung. Die Bitte ist eindeutig: „Deutschland sollte wieder eine deutlich stärkere Führungsrolle in Europa einnehmen.“ Diese Hoffnung ist getragen von dem Wunsch, dass Deutschland nicht nur ein Koordinator, sondern ein Gestalter globaler Entwicklungen wird – mit eigener Stimme, mutiger Haltung und klarem Kompass.



3 Die deutsch-chinesischen Beziehungen



Zwischen Annäherung und Abkehr

Die deutsch-chinesischen Beziehungen erscheinen aus chinesischer Sicht widersprüchlich: wirtschaftlich eng, politisch unterkühlt, menschlich uneindeutig. Viele Interviewte wünschen sich mehr Respekt und Anerkennung in einem gleichberechtigten Dialog – stoßen dabei aber zunehmend auf Ablehnung, Missverständnisse und Entfremdung.

Der gute Ruf bröckelt

Deutschland genießt in China grundsätzlich einen sehr guten Ruf – als zuverlässiger Partner, als Vorbild in Technologie und Industrie, als Hort von Gründlichkeit und Ordnung. Viele betonen diese Wertschätzung ausdrücklich: „Deutschland war doch immer der beste Freund von China“, heißt es etwa. Doch der Ton hat sich gewandelt. Immer mehr Interviewte berichten von einer spürbaren Abkühlung, sowohl auf politischer als auch auf menschlicher Ebene. Die Entwicklung Chinas wird zunehmend als Bedrohung empfunden, was zu einem tiefen Gefühl der Enttäuschung führt: „Als Deutschland China wirtschaftlich überlegen war, empfanden wir keine Feindseligkeit – wir wollten lernen. Umgekehrt ist das nicht so.“ Hinter dieser Feststellung schwingt leiser Schmerz mit – über ein sich auflösendes Vertrauensverhältnis.

Wirtschaftlich eng, politisch distanziert

Die wirtschaftliche Verflechtung wird von vielen Befragten als Fundament der Beziehung gesehen. Unternehmen wie Siemens oder BASF mit langjährigen Kooperationen im Hightech-Bereich und eng über Lieferketten eingebunden, haben die bilateralen Beziehungen geprägt. Zugleich beschreiben die chinesischen Befragten ein Auseinanderdriften auf politischer Ebene: „Politisch etwas unterkühlt, wirtschaftlich überhitzt“, lautet eine prägnante Diagnose. Die Politik der Ampelkoalition, insbesondere das Auftreten von Außenministerin Baerbock, wird als unprofessionell, ideologisch und verletzend empfunden.

„China hat Deutschland nie beleidigt. Warum verhalten sie sich trotzdem so? Ist das Neid?“

Die neue Chinastrategie wirkt auf viele wie eine radikale Abkehr von einem gewachsenen Freundschaftsverhältnis.

Unsicherheiten, Unverständnis und Enttäuschung

Die Befragten sprechen wiederholt von einer „emotionalen Reaktion“ auf beiden Seiten – einem Gefühlsgemenge aus Enttäuschung, Verletztheit, aber auch Trotz und Stolz. Sie zeigen sich bemüht, Verständnis zu erzeugen, ohne die eigene Position aufzugeben. Die Metapher vom Schüler, der plötzlich besser wird als sein Lehrer, zieht sich durch mehrere Aussagen und deutet auf ein kollektives

Empfinden hin: Deutschland reagiert auf Chinas Aufstieg mit Unsicherheit und Abwehr statt mit Anerkennung. Diese emotionale Schieflage sei gefährlich, warnen die Gesprächspartnerinnen – sie drohe, rationale Zusammenarbeit zu vergiften.

Verlorene Nähe, abnehmender Austausch

Einer der meistgenannten Kritikpunkte betrifft den stark reduzierten persönlichen Austausch. Zahlreiche Interviewte erinnern sich an frühere Zeiten, in denen Delegationen regelmäßig reisten, persönliche Kontakte gepflegt und Freundschaften zwischen Einzelpersonen geschlossen wurden. Während Kanzlerin Merkel beispielsweise auf jedem ihrer Besuche eine zusätzliche chinesische Stadt neben Peking besucht habe, herrsche heute Hektik, Oberflächlichkeit, Misstrauen: „Politiker bleiben nur vierundzwanzig Stunden, ohne Übernachtung – da werden nur ‚Messages‘ ausgetauscht.“ Auch andere Institutionen ziehen sich zurück: Der DAAD kürzt Mittel, Delegationen bleiben aus, der wissenschaftliche Austausch stockt. Die Pandemie hat vieles davon ausgelöst – doch die Rückkehr zur alten Nähe bleibt aus.

Wer ist wessen Freund?

Ein durchgehendes Motiv ist die Frage nach echter Freundschaft. China wolle weiterhin ein Freund Deutschlands sein, sagen viele, doch sie spüren, dass diese Freundschaft nicht mehr auf Gegenseitigkeit beruht. Manche sehen gar Anzeichen dafür, dass Deutschland China als „enemy country“ behandelt. Die

Folgen sind nicht nur geopolitisch, sondern auch psychologisch spürbar.

„Es entsteht der Eindruck, dass Deutschland uns nicht mehr als Freund betrachtet – das schadet der Beziehung.“

Die Verletzlichkeit hinter dieser Aussage wird durch einen Appell zur Menschlichkeit ergänzt: „Zwischen den Menschen gibt es mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede.“

Zwischen Hoffnung und Resignation

Trotz aller Kritik schimmert immer wieder Hoffnung durch – auf Normalisierung, auf gegenseitige Anerkennung und auf praktische Kooperation.

„Die Deutschen sollten gelassener sein. Ein altes chinesisches Sprichwort sagt, dass nach 30 Jahren Blüte am östlichen Ufer des Flusses eine Blüte im Westen folgt. Habt mehr Geduld.“

Manche Befragte sprechen davon, dass ein „neues Verhältnis auf Augenhöhe“ nötig sei, was sich in Deutschland aber noch nicht herumgesprochen habe. Andere sehen in der gegenwärtigen Kälte einen Wendepunkt: „Wenn man jetzt Deutsche nach China einlädt, kommt keiner mehr.“ Zwischen all dem formuliert ein Befragter einen schlichten Wunsch: „Ich wünsche mir sehr, dass Deutschland wieder an Stärke gewinnt. Praktisch meine gesamte Karriere hat einen Deutschlandbezug.“

Deutschlands Rolle im Wandel der Zeit

Das Bild Deutschlands in China geht von früherer Bewunderung über wirtschaftliche Symbiose hin zu wachsender Skepsis. Die Aussagen schwanken zwischen nostalgischer Anerkennung und pragmatischem Realismus.

Früher Lehrmeister, heute?

Deutschland war lange das Ideal – technologisch überlegen, präzise, ehrlich, ein moralischer Anker ohne historische Altlasten wie Japan oder politische Konflikte wie mit den USA. Viele Interviewte blicken mit Respekt zurück: „Damals hatten wir nur Landstraßen. Heute haben wir das längste Autobahnnetz der Welt.“ Der Hochgeschwindigkeitszug, das Fließband, das Bismarck'sche Sozialsystem – vieles, was heute als selbstverständlich gilt, war Made in Germany. Diese Erinnerung ist nicht nur technisch aufgeladen, sondern auch emotional: „Wir müssen Deutschland sehr, sehr dankbar sein.“ Doch aus dem einstigen Lehrmeister ist kein bleibendes Vorbild geworden. Der Wandel Chinas zur globalen Kraft hat das Machtverhältnis verschoben – viele sprechen davon, dass es die alte Geber-Nehmer-Beziehung nicht mehr gibt.

Wirtschaftliche Nähe, emotionale Ferne

Die wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands bleibt ein stabiler Bezugspunkt. Interviewte nennen es „die wirtschaftliche Lokomotive

Europas“ und betonen die Rolle deutscher Firmen, die „freundlicher und stärker auf wechselseitigen Vorteil bedacht“ seien als ihre US-Pendants. Aber die Tonlage ist nicht durchgehend warm. „Früher war Deutschland das wichtigste Land in China. Heute: Der Untergang!“ Die Wortwahl wirkt drastisch, verdeutlicht aber eine tiefe Enttäuschung über die wahrgenommene Stagnation. Manche werfen Deutschland vor, im Bereich der Künstlichen Intelligenz „den Anschluss verpasst“ zu haben. Die Dynamik liegt nun anderswo: „In China läuft die Entwicklung von Apps dagegen sehr schnell.“ Es entsteht der Eindruck, dass Deutschland wirtschaftlich noch wichtig ist – aber nicht mehr inspirierend.

Verblasste Stimme im Konzert der Weltpolitik

In geopolitischer Hinsicht wirkt Deutschland für viele Befragte kaum noch wahrnehmbar. Die politische Stimme Deutschlands sei „nicht mehr so bedeutsam“, weder im Ukrainekrieg noch im Nahostkonflikt. „Seit etwa drei Jahren hört man immer weniger von Deutschland.“ Diese Leerstelle ist nicht gleichbedeutend mit Ablehnung, aber mit Verwunderung – vor allem, wenn andere Mächte wie die USA oder Indien medial präsenter sind. Europa taucht in diesem Zusammenhang gelegentlich auf, mit einer gewissen Hoffnung: „Es hat den Anschein, dass die EU politisch immer stärker wird.“ Aber Deutschland selbst verliert dabei an Kontur, wirkt wie ein Akteur auf dem Rückzug – zurückhaltend, bis zur Unkenntlichkeit.

Kontinuitäten

Trotz allem bleibt die deutsch-chinesische Kooperation ein tiefer, lebendiger Strang – nicht nur wirtschaftlich, sondern auch akademisch, sozial und kulturell. Die 1907 von der deutschen Regierung zusammen mit deutschen Ärzten in Shanghai gegründete Tongji-Universität, die duale Ausbildung, die Transformation der Städte nach Ruhrgebiets-Vorbild – all das sind Beispiele für eine Beziehung, die weit über Techniktransfers hinausgeht. Ein Gesprächspartner hofft gar, Deutschland möge mit seinen Aktivitäten künftig auch „noch mehr Frauen, Minderheiten und Kinder erreichen“ – ein Plädoyer für deutsche Soft Power jenseits der Wirtschaft. Die Frage bleibt offen, ob diese Strahlkraft noch Zukunft hat oder zunehmend ins Erinnerungsarchiv wandert. Denn die einstige deutsche Allgegenwart in chinesischen Entwicklungsnarrativen hat deutlich an Schärfe verloren – was bleibt, ist ein gemischter Klang aus Anerkennung, Entfremdung und leiser Hoffnung auf Erneuerung.

Wettbewerb mit China

Die chinesischen Positionen zum deutsch-chinesischen Wettbewerb changieren zwischen Stolz, Verteidigungshaltung und einem auffälligen Bemühen um Augenhöhe.

Wettbewerb als Normalzustand

Viele chinesische Gesprächspartnerinnen stellen den Wettbewerb zwischen China und Deutschland als eine ökonomisch legitime und erwartbare Realität dar. Dass sich China technologische Führungspositionen erarbeitet hat, etwa im Bereich Telekommunikation oder E-Mobilität, wird als Ergebnis harter Arbeit, hoher Geschwindigkeit und radikaler Kundenorientierung gedeutet. „Die Entwicklungszyklen für eine Generation von Batterien sind bei uns bei zwei bis drei Monaten“, heißt es exemplarisch – ein Maßstab, an dem sich Europa kaum messen kann.

„Wenn man im Wettbewerb nicht gewinnen kann, dann kommt Ideologie und man beschimpft den Konkurrenten.“

Dass Deutschland dabei ins Hintertreffen gerät, sei kein Grund zur Klage, sondern Teil des globalen Spiels.

Subventionen – selbstbewusst verteidigt und kritisch hinterfragt

Die Rolle staatlicher Subventionen zieht sich wie ein roter Faden durch viele Aussagen – teils als Verteidigungsstrategie, teils als Selbstverortung. Subventionen seien keine chinesische Besonderheit, sondern ein weltweit übliches Instrument mit verschiedenen Gesichtern: „Es gibt nur unterschiedliche Phasen, Dimensionen und Formen.“ China befinde sich eben noch in einer Aufbauphase, ähnlich wie Deutschland einst. Dennoch blitzt auch Selbstkritik durch: Die Überversorgung mit Produkten sei „nicht effizient“, und ob sich die massive Subventionspraxis dauerhaft durchhalten lasse, sei fraglich angesichts der schwachen Binnennachfrage. Einige Befragte fordern selbstbewusst eine internationale Regulierung über die WTO statt der mühevollen bilateralen Aushandlungsprozesse. Dafür sei die WTO doch da.

Urheberrecht zwischen Ideal und Praxis

Das Thema geistiges Eigentum ist sensibel. Die Befragten leugnen nicht, dass China einst Kopierweltmeister war – im Gegenteil: „Es stimmt – und es ist mir unangenehm – dass wir gut darin sind, die Dinge zu kopieren.“ Aber die Weiterentwicklung sei spürbar.

„Datenschutz bzw. Immaterialgüterrecht nimmt auch in China an Bedeutung zu.“

Kopieren gilt dabei als Lernstrategie und nicht als moralisches Fehlverhalten, solange es sich in regulativen Grenzen bewegt. An den Westen wird der Vorwurf formuliert, das Immaterialgüterrecht zur Abschottung von Innovation zu missbrauchen – mit Blick auf Medikamente gar als Gefahr für die Weltgesellschaft. Und: Auch Indien kopiere – nur redet niemand darüber.

Wettbewerb als politisches Narrativ

Einige Interviewte kritisieren, dass die Debatte um fairen Wettbewerb in Deutschland zu stark politisiert sei. Menschenrechte und Datenschutz würden als Deckmäntel genutzt, um wirtschaftliche Ziele zu verfolgen. Die Sorge um chinesische Firmenpräsenz erscheine irrational – „Was ist mit all den Coco-Colas, Starbucks, Microsofts?“ Die politische Aufladung des Wettbewerbs gefährde aus Sicht einiger Befragter auch das Kooperationspotenzial. „Es gibt ein großes Kooperationspotenzial, das man im gegenseitigen Interesse nutzen sollte.“

Zukunftssorgen

Neben rationalen Argumenten und Verteidigungsrhetorik schimmert in vielen Aussagen auch ein emotionaler Subtext durch. Stolz auf Effizienz und technologische Schlagkraft mischt sich mit leiser Sorge.

„Unser größtes Problem ist der niedrige Konsum und die mangelnde Binnennachfrage.“

Die Zukunftssicherheit des eigenen Wirtschaftsmodells steht nicht außer Frage. Und so wechselt der Ton oft zwischen Angriff und Abwehr, zwischen „wir sind schneller“ und „wir müssen klüger werden“. Der Wettbewerb mit Deutschland sei keine Nebensache – er ist Teil des enormen Bemühens, sich im globalen Wandel behaupten zu können.

Deutsche Wettbewerbsfähigkeit: Verluste und Potenziale

Die Aussagen der chinesischen Befragten zeichnen ein Bild von Deutschlands Wettbewerbsfähigkeit, das zwischen hohem Respekt für industrielle Stärken und wachsender Skepsis gegenüber Zukunftsthemen schwankt. Zwischen Anerkennung und Mahnung wird deutlich: Wer im Wandel nicht mitgeht, droht abgehängt zu werden.

Manche Stärken der Vergangenheit tragen noch

Trotz aller Kritik beginnt vieles mit einem anerkennenden Ton: Deutschland sei „nach wie vor gut im Automobilbereich und in der Präzisionsfertigung“, es verfüge über „das größte Know-how in der Stahlverarbeitung“ und besitze „sehr gute CAM-Software“. Während China inzwischen zwar über Basis-Technologien in nahezu allen wachstumsrelevanten Bereichen verfüge, fehle es noch in vielen Bereichen an Hochtechnologie, wie sie in Deutschland zu finden ist. In Bereichen wie Medizintechnik, Life Sciences, Schiffbau und Chemie bleibt Deutschland für viele Befragte weltweit führend. Begriffe wie „gewissenhaft“, „ernsthaft“ und „zuverlässig“ tauchen wiederholt auf – als Markenzeichen einer Ingenieurskultur, die schwer zu kopieren sei. Besonders im „Smart Manufacturing“ sehen manche ein Differenzierungsmerkmal: „In Deutschland funktioniert das organisch.“

3 Die deutsch-chinesischen Beziehungen

Doch selbst hier klingt bereits die Mahnung mit: Ohne frische Impulse wird selbst das Beste irgendwann überholt.

Digitale Defizite, überhöhte Preise

Die schärfste Kritik entzündet sich an der Digitalisierung. Deutschlands Infrastruktur sei „so viel weniger leistungsfähig als in China oder den USA“, die Entwicklung im Bereich KI „verschlafen“, der Umgang mit Hightech „veraltet“. Die Diskrepanz zwischen Preis und Leistung wird dabei zum zentralen Problem.

„Der Qualitätsunterschied ist nicht mehr so hoch, dass er den deutlich höheren Preis rechtfertigen würde.“

Auch der schlechte Service – „Fachleute sind im Urlaub, im Feierabend oder im Feiertag“ – führt zu spürbarer Unzufriedenheit.

Besonders pikant: Aus Sicht einiger Interviewter wirkt Deutschlands Fokus auf vermeintliche Randthemen grotesk, während technologische Schlüsselentwicklungen an Fahrt verlieren. „Während alle Welt in AI investiert, beschäftigt sich Deutschland mit der Frage, wie die Deckel an den Packungen bleiben können.“

Der Bedarf an Erneuerung

Zahlreiche Gesprächspartnerinnen bemängeln einen tiefsitzenden Reformstau. Es fehle „an einer innovationsfreundlichen Kultur“, an Risikobereitschaft, Venture Capital und Umsetzungsgeschwindigkeit.

Eine Interviewte drückt es so aus: „Ich glaube nicht einmal, dass die deutsche Strategie falsch ist, aber die Umsetzung ist einfach viel zu langsam.“ Andere gehen weiter und stellen strukturelle Fragen: „Die Systeme sind nicht fit dafür.“

„Wir respektieren die deutsche Technologie sehr. Sie ist qualitativ am besten. Aber den Deutschen fehlt es an Flexibilität, an Geschwindigkeit und vor allem an Kundenorientierung.“

Was früher funktionierte, scheint heute nicht mehr tragfähig. „Deutschland ist seinem Geschäftsmodell treu geblieben. Das passt aber nicht mehr zur Nachfrage heutiger Märkte.“ Ein „Upgrade“ sei überfällig – nicht nur technisch, sondern auch mental.

Chinas Aufstieg als Herausforderung

Der wachsende Wettbewerbsdruck aus China bildet den Hintergrund fast aller Aussagen. Ob Elektromobilität, Batterietechnologie, Robotik oder Telekommunikation – die chinesischen Erfolge fordern das deutsche Selbstbild heraus. „Was wird Deutschland tun, wenn die Produkte fast gleich gut oder sogar besser und dann noch erheblich günstiger sind?“ Während deutsche Produkte früher als Statussymbole galten, ist ihre Sichtbarkeit heute rückläufig. Ein Befragter meint: „Früher war Deutschland Meister im Maschinenbau. Heute denkt man bei Innovationen an KI und Robotik – da ist Deutschland kein Vorreiter.“ Dennoch

bleibt Hoffnung: „Deutschland braucht China und China braucht Deutschland“ – und gemeinsam, so meint mancher, könne man sogar „extrem wettbewerbsfähig“ auf internationalen Märkten agieren.

Zwischen altem Ruf und neuen Anforderungen

„Made in Germany“ hat in China noch immer einen „hervorragenden Ruf“. Doch dieser beginnt zu bröckeln – durch schwächelnde Qualität, Produktion in Drittländern und strukturelle Trägheit. Auch das deutsche Selbstbild wird hinterfragt: „Deutschland tritt nicht mehr so selbstsicher auf wie früher.“ Die Tonlage reicht von respektvoll über ironisch bis ernüchtert. In einer Anekdote wird der Wandel greifbar: „Als ich ein Kind war, galten deutsche Autos noch als Statussymbol, heute nicht mehr so sehr.“ Manche halten fest an der Hoffnung, dass Prinzipien wie Qualität, Ingenieurskunst und Ehrgeiz wieder stärker zum Tragen kommen. Andere sehen Deutschland bereits im Rückstand – und fordern: „Deutschland muss seine Hausaufgaben machen.“

De-Risking und die Kunst der Balance

Zwischen Sicherheitsbedenken und dem Wunsch nach Kooperation: Die Sicht aus China verbindet eine Mischung aus Unverständnis, strategischer Wachsamkeit und dem Appell, pragmatisch zu bleiben.

Wirtschaftslogik gegen Sicherheitsdenken

Viele Befragte sehen eine wachsende Diskrepanz zwischen politischen Sicherheitsbedenken und wirtschaftlicher Realität. Während die Politik zunehmend aus einer „Militärlogik“ heraus Risiken identifiziert, argumentieren chinesische Befragte, dass Unternehmen sehr wohl in der Lage seien, ihre Risiken professionell selbst einzuschätzen: „Man sollte ihnen vertrauen, denn auch sie machen ihre Risikoeinschätzungen hochprofessionell.“ Die Warnung lautet: Wenn man „alles durch die Risikobrille laufen lässt, dann steckt bald in jedem Produkt irgendetwas Gefährliches“. Die Interviewten verweisen zudem auf praktische Nachteile: Zulieferketten außerhalb Chinas seien weniger effizient, die Qualität nicht gleichwertig, was die Wettbewerbsfähigkeit deutscher Tochterfirmen gefährde. Das De-Risking „beeinflusst die Wettbewerbsfähigkeit deutscher Töchter negativ“, so eine Stimme. Einige überlegten sogar, ob und wie sie sich von ihren Muttergesellschaften lösen und selbständig machen können.

Systemischer Rivale oder strategischer Freund?

Kaum ein Begriff stößt auf so breiten Widerspruch wie der des „systemischen Rivalen“. Er wirke „sehr unfreundlich“, klinge „nahe an einem Feind“ und sei „nicht gesund für unsere Beziehungen“. Stattdessen fordern viele Interviewte, die „Partnerschaft in den Vordergrund“ zu stellen. Bei systemischer Rivalität denken viele an die ideologischen Kämpfe der Vergangenheit und vermuten, dass China unterstellt wird, den Kommunismus weltweit verbreiten zu wollen.

„Systemischer Rivale verstehe ich nicht. Wir wollen doch nicht, dass Deutschland kommunistisch wird.“

Dabei habe China gar kein Interesse, das deutsche System zu verändern. „Wir kümmern uns gar nicht um Deutschland.“ Auch die historische Erfahrung der Kulturrevolution habe China gelehrt, wie zerstörerisch ideologische Konflikte seien. Stattdessen plädiert man für ein Verständnis „systemischer Unterschiede“, die man schlicht anerkennen müsse.

Unangemessene Vereinfachungen

Scharfe Kritik wird aus einigen Aussagen an der deutschen Diskurskultur deutlich. Es werde „plötzlich sehr stark vereinfacht – nicht nur in der Bevölkerung, sondern sogar von wissenschaftlicher Seite“. Der Begriff „Wertepartner“ werde als schwammig empfunden: „Was heißt denn das? Heißt das,

dass man kein Partner sein kann, wenn man nicht die gleichen Werte teilt?“ Ein weiterer Vorwurf lautet, dass „nicht die besten Sinologen“ an der Strategieentwicklung beteiligt waren – „einige der renommierten Sinologen wurden gar nicht beteiligt“. Die Strategie wirke so, als wolle man sie „vor allem die USA hören lassen“. Man wünsche sich mehr „Versachlichung“ – wie zu Zeiten Kohls oder Merkels. Dabei ist auch Selbstkritik zu hören: „China schützt auch seine eigene Industrie“ und der Austausch sei auch auf chinesischer Seite beschränkt worden – etwa im Bildungsbereich oder beim Technologietransfer.

Risiko, Rivalität, Realität

Die Befragten zeigen ein feines Gespür für den politischen Subtext europäischer Strategien. Dass China in Deutschland als „systemischer Rivale“ eingestuft werde, sei nicht nur problematisch, sondern strategisch unklug: „Ich verstehe, was Deutschland mit strategischer Rivalität meint, aber es ist doch ungeschickt, das nicht für sich zu behalten.“

„Man hört doch auch nicht auf zu essen und zu trinken, nur weil man sich verschlucken könnte!“

Statt einseitiger Abkopplung, so die Forderung, solle man in „wechselseitige Abhängigkeiten investieren“. Nur so entstehe echte Partnerschaft. Die allgegenwärtige Angst führe zu einer „Spirale einer selbsterfüllenden Prophezeiung“.

Überreaktionen und Unsicherheiten

Neben der politischen Strategie wird auch deren Umsetzung hinterfragt. Besonders problematisch sei, dass sich das De-Risking „von den sensiblen Bereichen“ auf Wissenschaft, Bildung und Technologietransfer ausweite. Diese Spill-Over-Effekte gefährdeten langjährig gewachsene Beziehungen. Es gebe heute weniger Austauschprogramme, einen Rückzug auch auf symbolischer Ebene. „Es ist so schade, dass mittlerweile sogar die Studierenden schon ängstlich gegenüber China sind.“ Auch Investitionen litten darunter. Der Umgang mit der KUKA-Übernahme oder die Debatten um Huawei würden als Wendepunkte gesehen. Nun herrsche hohe Unsicherheit und niemand weiß mehr, was noch erlaubt, geduldet oder sogar erwünscht ist.

„Alle Länder wollen doch vor allem das Leben ihrer Bürger verbessern. Nur die Methoden sind unterschiedlich.“

Hoffnungen auf die Zukunft

Trotz aller Kritik bleibt der Grundton erstaunlich konstruktiv. China wolle „Frieden, Globalisierung und Wohlstand“. Der Eindruck, dass Deutschland zunehmend aus Rücksicht auf die USA handle, ist verbreitet – verbunden mit der Hoffnung auf mehr europäische Eigenständigkeit. „Deutschland sollte sich nicht so abhängig von den USA machen.“ Der Wunsch nach Normalisierung ist greifbar: „Wir sind Partner, auch Konkurrenten, aber keine systemischen Rivalen.“ Am Ende schwingt auch eine gewisse Müdigkeit mit, angesichts wiederkehrender Zuschreibungen und strategischer Kategorisierungen.



4 Globale Ordnung im Umbruch



Globale Ungleichgewichte

Zwischen Erschütterung und Gestaltungswille – die chinesischen Interviewten skizzieren eine globale Ordnung im Umbruch, geprägt von tiefem Misstrauen, struktureller Unwucht, aber auch einem bemerkenswerten Appell zur friedlichen Koexistenz.

Multipolare Welt statt Machtduell

Zahlreiche befragte Personen formulieren das Ideal einer multipolaren Weltordnung als Antithese zur aktuellen globalen Machtverteilung. „Ein strategisches Dreieck: USA – China – Europa“ erscheint vielen attraktiver als eine instabile Bipolarität. Das Motiv ist klar: Stabilität durch Balance. China sieht sich dabei nicht als künftige Hegemonialmacht, sondern als Teil einer kollektiven Ordnung, die auf Interessenausgleich zielt. „China wird nie Nummer Eins werden. So gut sind wir nicht“, meint eine der Befragten. In diesem Dreieck käme Europa eine besondere Rolle zu – als moderierender, eigenständiger Akteur, nicht bloß als transatlantischer Satellit.

Ein neuer Platz am alten Tisch

Der Aufstieg Chinas wird häufig mit einem sprechenden Bild versehen: „Die Plätze am Tisch waren alle bereits besetzt. China ist ein neuer Gast am Tisch.“ Doch dieser neue Gast fühlt sich missverstanden, oft sogar unwillkommen. Mehrfach beklagen

die Befragten, dass Chinas Engagement – selbst im multilateralen Rahmen – negativ gelesen werde. Dabei gehe es China, so der Tenor, nicht um Dominanz, sondern um Mitgestaltung.

„Heute wollen wir auch unsere Vorstellung von Globalisierung einbringen.“

Die internationale Architektur, so die Kritik, spiegele nach wie vor westliche Denkmuster und Dominanz. So unterstützt China zwar die Vereinten Nationen (UN), sieht aber seine Interessen in den UN nicht ausreichend berücksichtigt und erlebt deren Unterorganisationen auch als wenig effektiv. Aus chinesischer Sicht fehlt bisher eine Institution, in der alle Nationen nicht nur Platz finden, sondern entsprechend ihrer jeweiligen eigenen Logik gleichberechtigt auch miteinander kooperieren können. Die eigenen internationalen Initiativen Chinas sollen bisherige Schwächen internationaler Organisationen ausgleichen. Dabei strebe China in der Regel keine feste Institutionalisierung dieser Initiativen in Form eigener internationaler Organisationen als Gegenmodell zu den Vereinten Nationen an, auch wenn diese kaum oder nur schlecht funktionieren. Die WTO – „zerstört von den USA“ – sei Symbol dieser Schieflage. Deutschland wird hier als potenzieller Brückenbauer wahrgenommen – sofern es bereit ist, sich aus dem Schatten der USA zu lösen.

Souveränität und Verbündete

Deutschlands geopolitische Rolle wird unterschiedlich gesehen. Einerseits als

„natürlicher Partner“ mit Potenzial zur Vermittlung, andererseits als Land, das sich zu stark den USA unterordnet. Die Formulierung: „In Deutschland steht doch noch die US Army, oder? Dann versteht man einiges“, ist dabei weniger polemisch als resignativ. Gefordert wird mehr Eigenständigkeit – nicht im nationalistischen Sinne, sondern als Beitrag zur globalen Balance. Eine multipolare Ordnung brauche souveräne Mitspieler. Dabei geht es nicht um einseitige Entkopplung, sondern um „wechselseitige Abhängigkeiten“, in die bewusst investiert werden müsse. Militärallianzen erscheinen den Befragten weniger attraktiv – gewünscht wird stattdessen ein multilateraler Dialog mit robustem diplomatischem Fundament.

Misstrauen und Verletzlichkeit

Hinter dem analytischen Vokabular schimmert immer wieder emotionale Verletztheit durch. Die westliche Kritik an China – etwa in Bezug auf Menschenrechte oder Taiwan – wird oft als einseitig, heuchlerisch oder historisch ignorant wahrgenommen. Kritisiert würde immer nur China, das eigene Lager bliebe dagegen von Kritik verschont. Dabei, so eine der Befragten, könne man in der Musterdemokratie USA Stimmen kaufen. Und: „Demokratie ist ein Modell, das im Westen – zumindest teilweise – zu funktionieren scheint. Aber es ist nicht überall auf der Welt gleich gut geeignet.“ In China ist man inzwischen vorsichtiger geworden: „Was wir auch tun oder sagen, es wird ohnehin zu nichts Positivem führen.“ In dieser Zurückhaltung liegt

nicht nur strategisches Kalkül, sondern auch ein tiefes Bedürfnis nach Respekt und Gleichbehandlung.

Zwischen Wunsch und Wirklichkeit

Der vielleicht stärkste Impuls liegt im Wunsch nach Koexistenz jenseits der Hegemonie. „Lasst uns an einer friedlichen, nachhaltigen Zukunft gemeinsam arbeiten“, sagt einer der Befragten – nicht pathetisch, sondern eher nachdenklich und als Angebot gemeint. Immer wieder fällt der von Xi Jinping geprägte Begriff „Schicksalsgemeinschaft der Menschheit“. Der Appell: „Wir wollen den Kuchen nicht nur verteilen, wir wollen ihn größer machen.“ Diese Vision verbindet geopolitisches Kalkül mit moralischem Anspruch.

„China ist bestrebt, die eigenen Interessen und die Interessen aller anderen anzuerkennen und in einen fairen Ausgleich zu bringen. Das ist nicht immer einfach, aber Aufgabe der Politik.“

Multilateralismus wird neu definiert: „Multiple Player, die ihre eigene Sicht einbringen dürfen, eine seriöse Debatte der Differenzen sowie ein gegenseitiges Geben und Nehmen.“ Die Ordnung von morgen soll weniger von Macht als von Beziehung geprägt sein – und dafür braucht es neue Formen der Partnerschaft. Europa, so die leise Hoffnung, könnte dabei mitwirken.

Chinas internationales Engagement

Die befragten chinesischen Personen reflektieren das internationale Engagement Chinas mit einer Mischung aus Selbstbewusstsein, innerer Unruhe und vorsichtiger Kritik – der globale Auftritt sei nicht frei von Widersprüchen, sondern Ausdruck eines Landes auf der Suche nach außenpolitischer Form und innerer Balance.

Der Marshall-Plan mit chinesischer Handschrift

Ein zentrales Thema ist die Belt and Road Initiative (BRI), die unter den Befragten unterschiedlich bewertet wird. Während sie außenpolitisch als Signal der Stärke und strategischen Reichweite verstanden werden kann – „ein Marshall-Plan“ sei sie – verweisen viele auf die Schattenseiten im Inland. „Hundert Kilometer von hier entfernt haben die Menschen kein sauberes Trinkwasser und keine Toiletten.“

„Vieles, was China nach außen tut, dient eigentlich vor allem dazu, interne Probleme zu lösen. Der Fokus liegt eindeutig auf inländischen Problemen. Und davon haben wir sehr viele.“

Die Unzufriedenheit über die hohen Auslandsinvestitionen ist spürbar, nicht nur aus wirtschaftlicher, sondern auch aus moralischer Perspektive. Die eigene Bevölkerung sieht sich mit ungelösten

Problemen konfrontiert, während die Regierung Milliarden in Afrika, Lateinamerika oder Osteuropa investiert – „dem Vorhof Europas“, wie es eine Stimme betont. Die Außenwirkung der BRI wird zudem kritisch hinterfragt, nicht nur von internationalen Beobachtern, sondern zunehmend auch intern.

Der große Auftritt – und seine Tücken

Chinas diplomatischer Stil ist für viele Befragte ein Problemfeld. Der Begriff der „Wolfskrieger“ – so nennen manche die Beamten im Außenministerium – steht für eine neue, aggressive Rhetorik, die vor dem Hintergrund der Demütigungen der Kolonialzeit erklärbar, aber nicht immer hilfreich ist. „Eine zu hawkische Politik bringt nichts“, betont eine Person, „Stärke gepaart mit einem kühlen Kopf aber schon.“ Zugleich wird der Regierung ein eklatantes Kommunikationsdefizit attestiert. „Wir wussten nicht, wie man da kommuniziert.“ Sprachbarrieren, fehlende Strategien, mangelnde Management-Skills – all das trübt Chinas Auftritt auf dem internationalen Parkett.

„Wir müssen unsere Rolle in der Welt noch finden. Werte, gemeinsames Wohlfühlen, ein Umfeld, in dem man sich frei entfalten kann, interessant sein für andere, Top-Leute anziehen, das wird immer wichtiger.“

Es sei vieles weniger durchdacht, als es von außen wirke, sondern geprägt von Improvisation und „Unvermögen“.

Erklärungsnot und Selbstbild

Ein durchgehendes Motiv ist entsprechend die Schwierigkeit, das eigene Land im Ausland angemessen darzustellen. China müsse „lernen, sich besser zu vermitteln“.

„Die, die gut vermitteln können, können keine Fremdsprachen – und die, die Fremdsprachen können, können nicht gut vermitteln.“

Die Differenziertheit Chinas werde nicht erkannt, weil sie nicht ausreichend erklärt werde. Einige sehen es als nationale Aufgabe, diese Erklärleistung aktiv zu übernehmen. „Wir müssen liefern, die Initiative ergreifen, um der Außenwelt zu erklären, was China will.“ Doch auch hier wird sichtbar: Zwischen diplomatischem Anspruch und kommunikativer Wirklichkeit klafft eine spürbare Lücke.

Verantwortung oder Übergriffigkeit?

Der Vorwurf an China hat sich gewandelt – das wird von mehreren Befragten betont. Früher sei kritisiert worden, dass China seiner globalen Verantwortung nicht gerecht werde. Heute heiße es, China engagiere sich international zu stark, orientiert an eigenen kurzfristigen Interessen und an den UN vorbei. Dem widersprechen die meisten der Interviewten und verteidigen

die globalen Initiativen der Regierung. Diese dienten zwar einerseits „natürlich“ der Ausweitung chinesischen Einflusses und der Suche nach Rohstoffen und Absatzmärkten für die „chinesische Überproduktion“. Andererseits böten sie den beteiligten Ländern auch Vorteile und wollen als Entwicklungsimpulse verstanden werden. Die neue Schlichtungsinstitution in Hongkong wird in diesem Zusammenhang als chinesischer Beitrag zur internationalen Konfliktbearbeitung gesehen. Internationale Konflikte sollen dabei mit Hilfe von Mediation und weniger formal und konfrontativ bearbeitet werden und einen Ausgleich berechtigter Interessen herstellen. Darüber hinaus wird betont, dass neben diesen Initiativen Kooperation mit den Vereinten Nationen durchaus ebenfalls stattfände – auch wenn deren Strukturen in China als ineffizient gelten.

Taiwan als Prüfstein geopolitischer Loyalitäten

Zwischen strategischem Anspruch und kulturellem Unbehagen – die Aussagen chinesischer Befragter zum Taiwan-Komplex offenbaren eine Mischung aus verletzter Souveränität, strategischer Kalkulation und wachsamem Blick auf westliche Positionierungen.

Politik des Pragmatismus

Mehrere chinesische Gesprächspartnerinnen äußern sich betont nüchtern zur Möglichkeit eines Kriegs um Taiwan – nicht als Ausdruck von Schwäche, sondern als Zeichen strategischer Klugheit.

„Wir wären sehr dumm, wenn wir einen Krieg anfangen würden.“

Diese Haltung deutet auf ein Kalkül hin, das militärische Eskalation meidet, ohne den politischen Anspruch aufzugeben. Taiwan wird dabei nicht als autonome Entität betrachtet, sondern als Bestandteil des chinesischen Staatsganzen: „Unsere Interessen sind klar: die Ein-China-Politik und Taiwan haben ganz hohe Priorität.“ Die Wiedervereinigung wird als historisches Ziel skizziert, bei dem auch „harte Maßnahmen Deutschlands nichts daran ändern“ würden. Und immer wieder klingt auch an: „Xi will Taiwan unbedingt zurückhaben.“

Emotionale Distanz

Während geopolitische Einschätzungen meist sachlich wirken, bricht in den Aussagen zur taiwanesischen Gesellschaft gelegentlich ein gereizter Unterton durch. Eine Führungskraft aus Taiwan habe das eigene Bild verändert, man habe den Eindruck, „man möchte mit China nur Geschäfte machen, blickt aber ansonsten auf uns herab.“ Ein anderer beschreibt die taiwanesischen Rhetorik als „sprachlich diskriminierend“, ja als Relikt „alter chinesischer Dynastien“. Diese Aussagen verraten eine tiefere Irritation – nicht nur über politische Abgrenzung, sondern auch über ein als überheblich empfundenes Selbstverständnis, das in den Augen einiger der Befragten keinen Rückhalt in der Geschichte habe.

Europäische Einmischung als rotes Tuch

Besonders sensibel reagieren die Interviewten auf westliche Beteiligung an der Taiwan-Frage. Die Präsenz deutscher und französischer Schiffe wird mit einem Schulterzucken quittiert – „macht keinen Unterschied“. Doch eine mögliche NATO-Erweiterung in Richtung Ostasien wäre „ein gewaltiger Unterschied“. Deutschland wird geraten, sich „nicht so zu äußern, wie es das tut“, da dies „in China kommuniziert“ werde und „Misstrauen in der Bevölkerung“ schüre. Die Botschaft ist klar: Die Taiwan-Frage ist nicht nur ein innenpolitisches Thema, sondern auch ein Lackmustest für die politische Verlässlichkeit westlicher Partner – ein Prüfstein, an dem sich das Vertrauen in Deutschland entscheidet.

Ukraine und Taiwan – ein gefährlicher Vergleich

Eindringlich wird vor der Gleichsetzung des Ukrainekriegs mit dem Taiwan-Konflikt gewarnt. „Die beiden haben nichts miteinander zu tun“, heißt es mit Nachdruck. Vielmehr wird die europäische Haltung zur Ukraine mit der chinesischen zur Wiedervereinigung Taiwans anders in Verbindung gebracht – wer Letzteres nicht verstehe, dürfe kein Verständnis für Ersteres erwarten. Hier tritt ein tiefer Dissens zutage: über das Verhältnis von nationaler Integrität und internationaler Solidarität, über Geschichte, Legitimität und die Grenzen eines moralischen Universalismus.

Was Europa für China bedeutet

Zwischen Respekt, Ratlosigkeit und wachsender Entfremdung: Zu Europa wird das Bild eines geschätzten, aber aus dem Takt geratenen Kontinents gezeichnet, dessen moralischer Anspruch nicht mehr recht zur geopolitischen Wirklichkeit passt.

Werte mit Beigeschmack

Europa wird von vielen chinesischen Interviewten als Kontinent mit „hohen moralischen Standards“ wahrgenommen – ein Raum, der einst für Humanität, Ordnung und Rechtsstaatlichkeit stand. Doch gerade dieser Anspruch gerät zunehmend ins Wanken. Die Befragten sprechen von einem „sich widersprechenden moralischen Standard“ und einer „moralischen Überlegenheit“, die oft dann hervortrete, wenn sie geopolitisch opportun erscheine. Insbesondere die Haltung gegenüber China – etwa im Menschenrechtsdiskurs – wird als selektiv und missionarisch empfunden. Einer der Interviewten drückt es wie folgt aus: „Europa ist gut in schönen Konzepten, aber schlecht in deren Umsetzung.“ Diese Spannung zwischen Anspruch und Realität wirft für viele die Frage auf, ob Europa tatsächlich noch als glaubwürdiger Akteur auftreten kann.

Der verlorene Einfluss

Früher galt Europa als Machtfaktor – heute sei es „nur noch ein Kontinent“, wie ein Befragter resigniert formuliert.

Der wirtschaftliche Einfluss schrumpft, geopolitisch werde Europa mehr denn je „von den USA geführt“, ein eigener strategischer Wille sei kaum erkennbar. Mehrere Interviewte sehen Europa in einer Identitätskrise: weder weltpolitisch unabhängig noch wirtschaftlich führend. Der Begriff „Soft Power“ fällt mehrfach – durchaus anerkennend, wenn es um Diplomatie, Vermittlung oder Stabilität geht. Doch auch mit Bedauern, da dieser „weiche Faktor“ offenbar wenig Gewicht hat in einer Welt, in der Härte und Machtpolitik wieder Konjunktur haben. Europa sei ein „schöner Kontinent mit Geschichte, aber kein entscheidender Akteur mehr“.

Gefühlte Nähe – und reale Ferne

Trotz aller Kritik schwingt in vielen Aussagen eine gewisse emotionale Nähe mit. Europa gilt als Bildungsort, als Quelle der Philosophie, als Ort der Kultur und – ähnlich wie China und anders als die USA – als eine Zivilisation mit jahrtausend alter Geschichte. Aber diese Nähe werde nicht gepflegt. Einige Interviewte vermissen ein „kulturelles Interesse an China“ oder sprechen von einem „Orientalismus“, der in Europa noch immer verbreitet sei. Die Rede ist von einer eurozentrischen Weltsicht, die China bestenfalls als Objekt, aber selten als gleichwertigen Partner begreife. Ein Befragter spitzt es bildhaft zu: „Europa hört oft nur sich selbst reden.“ Zwischen Bewunderung und Irritation entsteht so eine wachsende Distanz.

Sicherheit, aber keine Vision

Die EU wird als stabilisierender Raum gesehen – nicht zuletzt wegen ihrer institutionellen Strukturen und historischen Lehren. Einige Befragte würdigen den Beitrag Europas zum Frieden auf dem Kontinent, zur Sozialstaatlichkeit und zur Klimapolitik.

„Wir wünschen uns eine enge Partnerschaft mit Europa. Nicht wegen Trump. Und nicht allein, um Geschäfte zu machen. Sondern, um gemeinsam eine nachhaltige globale Ordnung zu schaffen.“

Doch was fehlt, ist eine Zukunftserzählung. „Europa verwaltet, aber führt nicht“, lautet eine scharfe Einschätzung. Der Gedanke, dass Europa in der globalen Ordnung eine „zivilisierende Kraft“ sein könnte, wird zwar geäußert – aber selten mit echter Überzeugung. Ohne strategische Klarheit und kohärente Außenpolitik bleibe Europa ein Zuschauer auf der Weltbühne. Ein Befragter bringt es auf die Formel: „Europa ist relevant, aber nicht prägend.“

Zwischen Partner und Pädagoge

Ein zentrales Unbehagen zieht sich durch viele Aussagen: Europa sieht sich gern als Mentor, aber nicht als Partner im gleichen Rang. Diese asymmetrische Haltung – moralisch belehrend, aber ökonomisch zögerlich – stößt in China zunehmend auf Widerstand. Ein Interviewter beschreibt Europa als „Lehrer, der seine Hausaufgaben

selbst nicht macht“. Die Erwartung vieler in China wäre ein Europa, das zuhört, statt zu dozieren, das sich für Austausch interessiert, statt Positionen vorzugeben. Europa wird hier nicht grundsätzlich abgelehnt – aber der Wunsch nach einem ehrlicheren, gleichberechtigteren Dialog ist deutlich spürbar.

USA – der zentrale Gegenspieler

Zwischen Faszination, Frust und Furcht zeichnet sich in den Aussagen chinesischer Interviewter ein vielschichtiges Bild der Vereinigten Staaten: als kultureller Magnet, geostrategischer Widersacher und ideologischer Stolperstein für Europas Selbstständigkeit.

Der gefährliche Hegemon

Die USA erscheinen vielen befragten Personen als ein Akteur, der sich vom „guten Hegemon“ längst verabschiedet hat und nun eine „Selbstmordpolitik“ betreibt. In scharfen Worten wird kritisiert, dass Washington kein fairer Wettbewerber mehr sei, sondern China „totschlagen“ wolle – ein Ausdruck, der die Vehemenz des wahrgenommenen ökonomischen und technologischen Krieges unterstreicht. Ein Interviewter vermutet: „Die USA wollen keinen Wettbewerb.“ Gleichzeitig wird jedoch betont, dass China über die notwendigen Ressourcen verfüge, um auf Ausfuhrverbote mit Eigenentwicklungen zu reagieren: „Wir haben, was wir dafür brauchen: Fachkräfte, den Markt und das Kapital.“ Diese Haltung kombiniert Stolz mit Trotz. Die geopolitischen Spannungen reichen bis in den nuklearen Bereich – es gibt Stimmen, die sich fragen, ob die Amerikaner einen nuklearen Erstschlag gegen China in Kauf nehmen würden. Die Wahrscheinlichkeit schätzt man nur auf ein Prozent, doch das Bild bleibt düster: „Ein vielleicht auch längerer kalter Krieg“ gilt als wahrscheinlichstes Szenario.

Der große Verführer

Trotz aller geopolitischen Reibungen bleibt die kulturelle Anziehungskraft der USA ungebrochen. Ein Befragter sagt mit einem Hauch Bewunderung: „Die Hälfte meiner Studierenden geht in die USA.“ Die Attraktivität speist sich vor allem aus der globalen Ausstrahlung amerikanischer Kultur – von Hollywood bis Hip-Hop.

„Die mediale Berichterstattung, gerade auch die sozialen Medien, spielen eine große Rolle bei der Verbreitung einseitiger Images. Das gilt auch für die Berichterstattung über die USA in China.“

Im Kontrast dazu erscheint Chinas eigene Kulturpolitik im Ausland „sehr konventionell“ und wenig anschlussfähig. „Da sind Japan und Korea besser“, heißt es lapidar. Die USA haben nicht nur ihre Kultur erfolgreich exportiert, sondern auch über NGOs ein „gutes Verhältnis zu Deutschland etabliert“, während sie gleichzeitig ein „schlechtes Verhältnis zu China“ befördert hätten. Die Faszination für das Land bleibt, selbst wenn seine geopolitischen Absichten zunehmend kritisch beäugt werden.

Trump als Zuspitzung

Donald Trump ist in vielen der gesammelten Aussagen präsent: „Wenn es Trump nicht gäbe, gäbe es eine gute globale Ordnung“, meint ein Interviewter, während eine andere Trumps Handelsstreit als Bühne für Finanzspekulationen im Trumpschen Familien-Clan betrachtet. Die besondere

chinesische Vorgehensweise beschreibend heißt es: „Entsprechend chinesischer Denkweise gab es unter Trump Eins viele Zugeständnisse und Kompromisse. Unter Trump Zwei nicht mehr.“ Trump ist die Symbolfigur eines tiefer liegenden Problems: eine Politik der Unsicherheit, in der alles zur Sicherheitsfrage wird – ob Huawei, Seltene Erden oder europäische Gaspipelines. Nord Stream wird zum Lackmustest für deutsche Eigenständigkeit. „Jeder weiß, dass die USA Nord Stream zerstört haben, aber keiner sagt es bei Euch“, kommentiert ein Befragter mit einem Hauch von Spott. Trump steht dabei nicht nur für Amerika, sondern für ein Amerika, das sich verändert – und Europa mit sich zieht.

Europas Unabhängigkeit

Europa kommt in den Aussagen nicht ungeschoren davon – doch die Kritik zielt oft auf dessen Nähe zu Washington. Der „Einfluss der USA auf Europa“ gilt als Hauptgrund für die Verschlechterung der Beziehungen. China fühlt sich nicht nur durch die US-Politik herausgefordert, sondern durch Europas Echo darauf. „Die EU war früher auch nicht so politisch. Dann haben die USA wegen Huawei Stress gemacht und die Europäer sind ihnen gefolgt“, fasst ein Interviewter die Enttäuschung zusammen. Deutschland erscheint manchen als besonders abhängig – wirtschaftlich, sicherheitspolitisch und kulturell. Die Kritik an dieser Abhängigkeit ist oft mit Bedauern durchzogen, nicht mit Abwertung.

| *„Konflikte mit Deutschland haben
vor allem mit den USA zu tun.“*

Was positiv hervorsteicht, ist Erinnerung an Schröders Ablehnung des Irak-Kriegs: „Das hat uns Respekt abgerungen.“ Es war der seltene Moment, in dem Europa als eigenständiger Akteur erschien– nicht als Echo eines Hegemons.

Russland – Nachbar, Problem, Pflichtübung

Zwischen historischen Verletzungen, geopolitischen Zwängen und pragmatischer Vorsicht: Die Befragten zeichnen ein widersprüchliches, oft widerwilliges Verhältnis zu Russland – und sehen Europa mit einer Mischung aus Irritation und Erwartung.

Ein kompliziertes Verhältnis

Die Beziehung Chinas zu Russland wirkt auf viele der befragten Personen wie ein schweres historisches Erbe, das man weder loswird noch unkritisch hegen möchte. Man spricht von „einem schwierigen Verhältnis“ und davon, dass „große Territorien an Russland verloren“ wurden. Diese Wunden sitzen tief, auch wenn offiziell Normalisierung betont wird. Dass Russland ein „Nachbar“ und „Nuklearmacht“ sei, erscheint als Realität, der man sich fügen müsse – auch aus Gründen der nationalen Stabilität.

| *„Wir wollen uns nicht gegen
Russland stellen, sonst sind wir
vielleicht das nächste Angriffsziel.“*

Freundschaft klingt hier nicht nach Vertrauen, sondern nach Notwendigkeit. Die emotionale Tonlage wechselt zwischen Skepsis, Misstrauen und strategischer Kälte.

Neutralität als Drahtseilakt

Die offizielle Linie der „Nicht-Einmischungspolitik“ wird von den

befragten Personen überwiegend verteidigt, wenngleich nicht ohne Selbstkritik: „China hat sich im Fall der Ukraine nicht besonders schlau verhalten.“ Einige Interviewte erkennen, dass diese Haltung in Europa als opportunistisch oder gar als versteckte Parteinahme für Russland wahrgenommen wird. Doch aus chinesischer Sicht sei „die Lage in der Ukraine nicht so klar, wie der Westen es gerne hätte“. Die Gleichsetzung des Ukrainekriegs mit einem „post-sowjetischen Bürgerkrieg“ oder gar einem Konflikt „zwischen den USA und Europa“ relativiert den moralischen Anspruch des Westens – und verteidigt implizit Chinas Zurückhaltung. Die Botschaft lautet: Wer Neutralität verlangt, muss auch geopolitische Komplexität anerkennen. Dass beispielsweise die NATO-Osterweiterung – auch wenn sie Resultat der freien Entscheidung einzelner Länder war – in Russland als Provokation und Bedrohung wahrgenommen wird.

Zynismus, Heuchelei und europäische Erwartungen

Deutlich wird eine wachsende Irritation gegenüber der europäischen Erwartungshaltung. Ein Zitat verdeutlicht diese Haltung: „Russland nutzt Zynismus als Waffe gegen Heuchelei.“ Gemeint ist damit eine doppelte Kritik – an russischer Brutalität wie auch an westlicher Doppelmoral. Die Forderung, China solle Russlands Vorgehen verurteilen, wirke angesichts westlicher Waffenlieferungen und eigener geopolitischer Interessen „wenig glaubwürdig“. Einige Befragte fordern mehr gegenseitiges Verständnis: Wer Chinas Haltung zu Russland besser verstehen

wolle, solle auch „Chinas Problem mit der Vereinigung mit Taiwan“ ernst nehmen. Hinter solchen Formulierungen steckt nicht nur Trotz, sondern auch der Wunsch nach Augenhöhe.

Russland als geopolitische Realität

Ökonomisch wird Russland von mehreren Befragten als rückständig beschrieben – „quantitativ unbedeutend“, „ausgerichtet auf Rohstoffe, ohne große Zukunft“. Der eigentliche Fokus chinesischer Politik liege anderswo: auf Entwicklung und Wohlstand im eigenen Land sowie einem globalen Einfluss, der diesen Wohlstand abzusichern hilft. Doch genau darin läge das Dilemma. „Unser Hauptziel, den Lebensstandard in China zu erhöhen, können wir besser erreichen, wenn wir keinen Stress mit Russland haben.“ Und die Form einer gewissen Normalisierung der Beziehungen zu Russland ist historisch gesehen relativ neu. Man möchte sie nur sehr ungern aufs Spiel setzen.

„Freundlichkeit allein hilft in den internationalen Beziehungen nicht. Nur Macht zählt. Das gilt auch für unsere Beziehung zu Russland.“

Russland erscheint vielen als geopolitischer Störfaktor – gleichzeitig unbequem und unvermeidlich: „Russland? Ach ja, die gibt es ja auch noch. Manchmal Freund, aber manchmal auch schmerzhaftes Erinnerung an frühere Zeiten.“

5 Plädoyer für „vernünftige“ Kooperation



Wirtschaft – Fokus jeglicher Kooperation

Zwischen komparativen Stärken, pragmatischem Schulterschluss und strukturellen Friktionen entfaltet sich das vielstimmige chinesische Bild zur deutsch-chinesischen Zusammenarbeit im Bereich der Wirtschaft: mal als Erfolgsmodell gepriesen, mal als Baustelle mit Reparaturbedarf beschrieben.

Wirtschaft als Anker der Beziehung

In den Aussagen vieler befragter Personen wird die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen China und Deutschland als belastbarer Pfeiler mit viel Potenzial gewürdigt. Deutschland gilt als verlässlicher, hochgeschätzter Partner mit Expertise in Schlüsseltechnologien und einem bewährten Qualitätsverständnis. Besonders deutlich wird dies an Aussagen wie: „Deutschland ist für China immer noch ein sehr guter Wirtschaftspartner, ganz egal was in der Politik gesagt wird.“ Die Automobilbranche, das Maschinenbau-Know-how und die Präzision deutscher Ingenieurskunst treffen auf die Flexibilität, Geschwindigkeit und schiere Marktgröße Chinas. Besonders offensichtlich wird dies in der Automobilindustrie. Hier trifft der qualitativ hochwertige High-Tech-Maschinenbau sowie die jahrzehntelange Erfahrung aus Deutschland auf die IT-Stärke, die Geschwindigkeit und die Kundennähe Chinas, ein perfekter Match aus Sicht der Befragten.

„Deutschland braucht China und umgekehrt. Die Entwicklung in China ist noch sehr unzureichend. Die Schlüsseltechnologien kommen noch immer aus Deutschland.“

Ähnliche Kooperationspotenziale gäbe es auch in anderen Bereichen. So schwärmt einer der Interviewten von der besonderen Prozessqualität in der Teamarbeit deutscher Architekturbüros; etwas, das genau jetzt in China besonders nachgefragt wäre, wo es darauf ankommt, in Qualität und nicht mehr nur in Quantität und Geschwindigkeit zu investieren. Ein weiteres Beispiel stammt aus dem Lebensmittelhandel. Der besondere Erfolg von Aldi in Shanghai ist nach dieser Lesart ebenfalls Ergebnis einer perfekten Kombination eines deutschen Qualitätsversprechens – hier gute Qualität zu günstigen Preisen – mit einem IT-basierten 24-Stunden-Vertriebssystem chinesischer Prägung.

Neue Rollen im Zusammenspiel

Dabei wird nicht verkannt, dass die Rollen sich verschoben haben: „Lange sind wir hinter euch hergelaufen, aber dann haben wir euch in vielen Bereichen überholt.“ Neben der IT gilt das vor allem für die besondere Kundennähe chinesischer Unternehmen. Eine Gesprächspartnerin schildert dies eindrücklich an zwei Beispielen: Ein Hersteller für Waschmaschinen hätte in den sozialen Medien sehr genau mitgeschnitten, dass chinesische Konsumentinnen ihre gesamte Wäsche lieber getrennt nach Arten, aber in einem Waschgang waschen würden. Einen Monat später war ein entsprechendes

Produkt auf dem Markt. Ein anderes Beispiel ist Luckin Coffee. Chinesische Unternehmerinnen haben genau beobachtet, dass viele jüngere Chinesinnen kein Interesse mehr an dem besonderen Service und der Atmosphäre von Starbucks hätten und eine sehr erfolgreiche Alternative angeboten, in der es schlicht besonders guten Kaffee zu günstigen Preisen gibt. Die wirtschaftliche Kooperation ist aus Sicht der chinesischen Gesprächspartner deshalb auch vor allem dort fruchtbar, wo pragmatisch gedacht und kundennah lokal entschieden wird – ein Kontrast zur oft als zögerlich empfundenen Entscheidungsfindung in und über deutsche Muttergesellschaften.

Faire Kooperation gesucht

Viele Interviewte betonen den Wunsch nach einer ausgewogeneren Partnerschaft, in der die gegenseitige Abhängigkeit nicht asymmetrisch erlebt wird. „China strebt in der Wirtschaft keine einseitigen Abhängigkeitsverhältnisse an.“ Diese oft gehörte Bemerkung der Befragten reflektiert eine Haltung, die sich klar von Dominanzbestrebungen abgrenzt. Schließlich wolle man als verlässlicher Handels- und Geschäftspartner wahrgenommen werden. Darauf sei China angewiesen. Dazu passe es nicht, wirtschaftliche Abhängigkeiten für politische Zwecke zu missbrauchen. Stattdessen wird wiederkehrend der Nutzen betont, den beide Seiten aus der Zusammenarbeit ziehen können: China als Innovationsbeschleuniger mit schneller Umsetzungskraft, Deutschland als Lieferant von High-End-Technologien und Qualitätsstandards. Ein Interviewter stellt

es so dar: „Das muss intelligenter gemacht werden als bisher. Die Deutschen liefern die technologisch hochwertigen Produkte, die Chinesen helfen, den chinesischen Massenmarkt zu erschließen.“ Und gemeinsam könne man auch hervorragend Drittmärkte erobern. Das ideale Modell sei dementsprechend eine enge Kooperation mit lokalen Partnern und ein gemeinsamer Fokus auf Drittmärkte.

Gemeinsames Lernen

Manch eine Anekdote aus der Zusammenarbeit veranschaulicht auch kulturelle Lernprozesse. Eine Erzählung aus der Frühzeit des Geschäfts in China lautet: „Unseren ersten Auftrag haben wir bekommen, weil nach fünfzehn Runden ‚Ganbei‘ nur noch der Bürgermeister und mein Boss gerade standen.“ Solche Rückblicke kontrastieren heutige Anforderungen an Professionalität und Geschwindigkeit.

„Ihr habt im Maschinenbau noch immer Patente, von denen wir lernen können. Aber vielleicht könnte China bei der Digitalisierung helfen.“

Die Lernkurve beider Seiten ist steil, das gegenseitige Verständnis jedoch nicht selbstverständlich: „Es ist für deutsche KMUs sehr wichtig, China erst ein bisschen zu verstehen, bevor sie hierherkommen.“ Und: China ist nicht für jeden deutschen Mittelständler ein lukrativer Markt. Schließlich arbeite man ja nicht nur mit

Deutschland zusammen. Wer auf dem chinesischen Markt reüssieren will, muss global wettbewerbsfähig sein. Ebenso wird thematisiert, dass sich deutsche Standards nicht immer eins zu eins übertragen lassen. Aber: Der Austausch habe sich professionalisiert, und Qualität werde zunehmend auch auf chinesischer Seite eingefordert – etwa im Bausektor, wo „Tempo rausnehmen“ und „Präzision einbringen“ als gemeinsame Strategie empfohlen wird.

Kooperation unter geopolitischem Vorbehalt

So harmonisch die wirtschaftliche Symbiose oft beschrieben wird, so deutlich spürbar ist die Skepsis gegenüber der politischen Großwetterlage. Mehrfach werden Handelskriege, Trumps Zollpolitik oder die europäische Zurückhaltung als Hemmnisse benannt. Pointiert formuliert ein Befragter: „Wollen wir als Nummer Zwei und Drei der Weltwirtschaft nicht zusammenhalten, wenn uns die Nummer Eins wirtschaftlich sanktioniert?“ Die geopolitische Lage drängt zur Zusammenarbeit – doch es fehlt an politischer Entschlossenheit. Einige Interviewte bedauern, dass politische Ideologie wirtschaftliche Kooperation ausbremse: „In Deutschland gibt es viele Unternehmen, die mehr mit China kooperieren wollen. Aber die Politik möchte nicht.“ Die strukturellen Potenziale geraten so in ein Spannungsfeld aus wirtschaftlichem Pragmatismus und politischer Vorsicht.

Kulturaustausch als Brücke

Zwischen Entfremdung und Sehnsucht: Der kulturelle Dialog zwischen China und Deutschland wirkt fragil – und birgt doch großes, ungehobenes Potenzial für gegenseitiges Verständnis jenseits der großen politischen Bühne.

Begegnung als Gegenmittel

Der Wunsch nach mehr Kulturaustausch ist in fast allen Gesprächen spürbar geworden – nicht als abstrakte Idee, sondern als handfestes Gegenmittel gegen Angst, Vorurteile und Entfremdung.

„Die Menschen müssen sich begegnen, um ihre Angst zu verlieren“

Der Austausch soll früh ansetzen, bei Kindern und Jugendlichen. Summer Camps, Schüleraustausch, Familienaufenthalte, Jugendorchester – konkrete Bilder eines einander zugewandten Dialogs prägen viele Aussagen. Gleichzeitig wird Bedauern über das nachlassende Interesse deutscher Studierender an China geäußert. Visaerleichterungen werden begrüßt, aber reichen offenbar nicht aus, um die entstandene Distanz zu überbrücken. Der Ton wechselt zwischen Appell und Resignation: „Jugendaustausch ist das Wichtigste für die Zukunft“, lautet ein Satz – und wirkt dabei wie eine letzte Hoffnung auf friedliche Perspektiven jenseits geopolitischer Blockaden.

Die Kraft der Kultur

Musik, Kunst, Film und Sport erscheinen als Orte, an denen Verständigung auf anderen Ebenen möglich wird. „Ein solcher Austausch geht nicht über Sprache, sondern ist geistig, emotional, spirituell“ – ein Satz, der das Vertrauen in die besondere Kraft der Kultur veranschaulicht.

„Kultur und Kunst können die unterschiedlichen Denkweisen besonders gut reflektieren.“

Die klassische Musik nimmt dabei eine Sonderrolle ein: Deutschland gilt manchen sogar als „heiliger Ort“ für Musiker. Kulturaustausch wird dabei nicht nur als Vermittlung verstanden, sondern auch als Spiegelung: Was die einen können, hinterfragen die anderen – mit dem Potenzial, voneinander zu lernen.

Formate und geschützte Räume

Viele machen klar, dass Austausch nicht von selbst geschieht. Es braucht Institutionen, Netzwerke, Finanzierung. Das Goethe-Institut wird in diesem Zusammenhang mehrfach genannt – teils lobend, teils enttäuscht: Die einst regelmäßigen Literaturformate seien geschrumpft, Filmprogramme auf symbolische Wochen beschränkt. Der so genannte „geisteswissenschaftliche Dialog“ mit Deutschland sei nur einmal realisiert worden, die Sekretariate existierten zwar noch, blieben aber inaktiv. Künstlerische Projekte seien oft abhängig von Einzelpersonen,

Stipendien selten, Reisen teuer. Gleichzeitig gibt es Vorzeigeprojekte wie das Fußball-Engagement des FC Bayern in Qingdao oder deutsch-chinesische Musikpartnerschaften, die als beispielgebend gelten. Immer wieder betonen die Interviewten, dass es mehr solcher „konkreter Projekte“ braucht, um Vertrauen aufzubauen.

Politische Empfindlichkeit

Der Austausch wird auch als politisch sensibel wahrgenommen – mit klarer Grenze zwischen willkommenem Dialog und unerwünschter Einflussnahme. Der Hinweis, dass „alles andere sofort wieder als Propaganda diskreditiert wird“, wenn es nicht dem offiziellen Bild entspricht, zeigt, wie fragil der Raum des Kulturellen sein kann. Gleichzeitig lehnen viele eine Politisierung der Kunst ab: „Musik sollte nicht durch Politik beeinflusst werden.“ Gerade weil Künstler oft kritisch und eigenständig denken, seien geschützte Räume für Austausch – etwa an Botschaften – von besonderem Wert. Ein Interviewter zeigt diese Spannung auf: „Wir brauchen Weltbürger, keine Nationalisten.“ Der Wunsch nach zivilgesellschaftlichem Austausch jenseits der Politik zieht sich durch fast alle Gespräche – getragen von der Überzeugung, dass sich Vertrauen nicht verordnen lässt, sondern wachsen muss.

China erleben statt erklären

Immer wieder kehrt ein Motiv zurück: das eigene Bild Chinas müsse mit eigenen Augen erlebt, nicht durch Medien oder Erklärungen vermittelt werden. „Kommt nach China!“,

heißt es mehrfach. Ob durch Reisen, Austauschprogramme oder persönliche Begegnungen – wer einmal länger in China gewesen sei, reise oft mit einem anderen, positiveren Bild zurück. Umgekehrt werde es als Defizit wahrgenommen, dass viele Deutsche noch nie da gewesen seien. „Am gefährlichsten sind die, die die Welt nicht gesehen haben,“ heißt es an einer Stelle prägnant. Auch ältere Generationen mit emotionaler Bindung an Deutschland werden als Brückenbauer benannt, ebenso wie Fußballfans, Kochbegeisterte oder Haustierfreunde. Selbst kleine Alltagsgeschichten – das bessere Essen, ein YouTuber, der das „wahre China“ zeigt – bekommen Bedeutung. Austausch, so wird hier sichtbar, beginnt nicht in den großen Hallen, sondern oft mit einem Teller Nudeln oder einem Lied.

Bildung und Forschung

Zwischen wechselseitiger Wertschätzung und zunehmender Entfremdung veranschaulichen die Aussagen ein Spannungsfeld, in dem Chancen auf Austausch und Kooperation von politischen Barrieren und Misstrauen ausgebremst werden.

Studieren in Deutschland – Begeht und behindert

Der Wunsch vieler chinesischer Studierender, in Deutschland zu lernen, bleibt ungebrochen. Deutschland gilt als „interessanter Studienort“, nicht zuletzt, weil „das Studium frei ist“. Besonders vor dem Hintergrund der restriktiven US-Visa-Politik sehen einige in Deutschland inzwischen die attraktivere Alternative. Doch die Realität ist häufig ernüchternd: „Im vergangenen Jahr konnten hundertfünfzig chinesische Studenten und Studentinnen ihr Studium in Deutschland nicht antreten, weil sie ihr Visum nicht rechtzeitig bekommen haben.“ Die Befragten verweisen auf bürokratische Hürden, schwierige Wohnungssuche und mangelnde Unterstützung vor Ort.

„Ich wünsche mir, dass wir weiterhin voneinander lernen und kooperieren, sodass beide Seiten profitieren.“

Trotzdem bleibt der Wunsch nach Austausch lebendig – sei es durch persönliche Erfahrungen oder durch Kinder von Freunden, die bereits in Deutschland studieren.

Forschung mit angezogener Handbremse

In den Aussagen zeigt sich eine zunehmende Enttäuschung über die deutsche Zurückhaltung in der Forschungskooperation. Besonders technische Felder sind betroffen, vermutete Sanktionslisten und sicherheitspolitische Bedenken wirken wie Bremsklötze. Die Aussage, die Helmholtz-Gemeinschaft habe „viele gemeinsame Projekte mit China gestrichen“ und die Wissenschaftsministerin reise stattdessen nach Taiwan, steht exemplarisch für die Abkühlung. Diese Entwicklung trifft auf Unverständnis: „Ideologische Rivalität macht aus meiner Sicht keinen Sinn.“ Trotz vorhandener Exzellenz in China – etwa bei der Mondforschung – fühlen sich die Befragten in anderen Bereichen häufig ausgebremst oder gar ausgeschlossen.

„In der Forschung könnten China und Deutschland sehr viel gemeinsam erreichen, weil es auch in China inzwischen Spitzenforschung gibt.“

Mancher sieht darin nicht nur politische Motive, sondern auch einen ideologischen Rückzug: „Früher war ein Studium im Ausland hoch angesehen. Heute ist das Gegenteil der Fall.“

Wissensdurst trifft Vorsicht

Die Aussagen zeugen von großem Interesse an deutscher Wissenskultur – und zugleich von Sorge über deren Rückzug. China könne

auch viel vom deutschen Bildungssystem lernen: „Kinder werden auch in Philosophie, Religion und Geschichte unterrichtet, haben Zeit zu spielen.“ Dieses spielerische Element wird positiv hervorgehoben, ebenso wie der methodische Ansatz der Rechtswissenschaft: „Ich lehre das nach deutschem Vorbild an vielen Universitäten in China.“ Gleichzeitig wünschen sich viele mehr Offenheit seitens Deutschlands: „Deutschland sollte offensiver sein. Nicht so aggressiv wie die Angelsachsen, aber vielleicht mehr wie die Franzosen.“ Die Zurückhaltung wird teilweise als Ausdruck strategischer Ängste interpretiert: „Man hat Angst, damit einen Konkurrenten zu fördern.“

Kulturelle Synergien statt Konkurrenzdenken

Trotz politischer Hürden bleibt der Wunsch nach Austausch lebendig – gleichberechtigt, nicht als Einbahnstraße. Einige betonen, dass auch Deutschland von China lernen könne. Ein beispielhafter Vorschlag: die Verschränkung westlicher Schulmedizin mit traditioneller chinesischer Medizin, „mit Hilfe moderner deutscher Messtechnologie und chinesischer KI“. Solche Synergien könnten „eine sehr gute Kombination“ ergeben. Auch im Bereich der Berufsausbildung oder des Life-Long-Learnings sehen Interviewte ungenutztes Potenzial. Die kulturelle Differenz wird dabei nicht als Hindernis, sondern als Ressource gesehen – sofern man einander nicht ausgrenzt, sondern neugierig bleibt: „Es wäre jedenfalls wünschenswert, wenn der gesellschaftliche Austausch nicht zum Erliegen kommt.“

Umwelt – Technik ja, Politik nein

Zwischen Ehrgeiz und Ernüchterung liegt in der Umweltkooperation zwischen China und Deutschland ein Spannungsfeld aus Bewunderung, Pragmatismus und unterschwelliger Skepsis.

Deutschlands Öko-Ruf glänzt weiter

In vielen der Aussagen bleibt Deutschland im Umweltbereich ein leuchtendes Vorbild. Immer wieder tauchen Formulierungen wie „Deutschland ist glaubwürdig“ oder „Deutschland setzt die Dinge auch um“ auf. Besonders hervorgehoben werden konkrete Leistungen wie die Trinkwasserqualität oder das Einspeisemanagement erneuerbarer Energien.

„Umwelt ist ein sehr wichtiges Thema. China hat sehr von deutscher Umwelttechnologie profitiert.“

Manche Interviewte gehen sogar so weit zu sagen: „Wir sind noch nicht da, wo Deutschland vor zwanzig Jahren war.“ Dieses zeitliche Gefälle wird jedoch nicht nur anerkannt, sondern auch als Chance begriffen: Deutschland fungiert als Lernlabor für die eigene grüne Transformation. Dabei wird die deutsche Kompetenz weniger in der politischen Rhetorik, sondern vor allem in der technischen und praktischen Umsetzung geschätzt.

Pragmatismus statt Ideologie

Trotz aller Bewunderung artikulieren viele Befragte einen eigenständigen, pragmatischeren Zugang zur Umweltpolitik. „Wir kämpfen noch um unsere Existenz und Wettbewerbsfähigkeit“, heißt es an einer Stelle – ein Satz, der die wirtschaftliche Prioritätensetzung Chinas unmissverständlich benennt. Die Aussage „Zuerst überleben und dann gut leben“ bringt diese Haltung fast aphoristisch auf den Punkt. In diesem Licht erscheinen bestimmte Technologien – wie Atomkraft oder die effektivere Kohleverstromung – nicht als ideologische Streitfragen, sondern als notwendige Übergangslösungen. Der grüne Wandel wird nicht romantisiert, sondern als komplexe Gratwanderung zwischen Wachstum, Machtsicherung und Nachhaltigkeit betrachtet.

Kooperation mit Vorsicht genossen

Die Zusammenarbeit mit Deutschland wird vielfach begrüßt, jedoch unter Vorbehalt. Mehrere Interviewte betonen, dass es gerade in nicht-ideologischen Bereichen – wie Umwelttechnologie, Kreislaufwirtschaft oder nachhaltiger Finanzierung – gute Anknüpfungspunkte gibt. Andere wiederum äußern Skepsis: Die Green-Tech-Branche sei in China „sehr politisch besetzt“, die NGOs wirkungslos und das Interesse an politischen Vorgaben aus Deutschland gering. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es zwar großes Interesse an umwelttechnischen Lösungen aus Deutschland gibt, die deutsche

Umweltpolitik aber eher skeptisch betrachtet und für China als unpassend abgelehnt wird.

Lernen in beide Richtungen?

Einige Interviewte fordern ein Umdenken auch auf deutscher Seite: Deutschland könne durchaus von China lernen – etwa bei Netzstabilität oder der Geschwindigkeit von Infrastrukturausbau.

„*Vielleicht kann Deutschland auch das Lernen-von-anderen von China lernen?*“

Der Gedanke einer reziproken Lernbeziehung durchzieht viele Aussagen, die den bisherigen unidirektionalen Wissenstransfer hinterfragen. Gleichzeitig wird betont, dass China nicht einfach deutsche Lösungen kopieren kann, sondern kontextspezifische Antworten braucht – etwa maßgeschneiderte Öko-Lösungen für Industrie-Cluster.

Erfolge und Schwächen

Die Bilanz der grünen Transformation in China wird von den Befragten differenziert bewertet. Einerseits gäbe es zahlreiche Beispiele für Fortschritt – vom Recycling bis zur CO₂-Speicherung, von E-Mobilität bis zur Renaturierung. Andererseits wird auf strukturelle Schwächen hingewiesen: unzureichende NGO-Strukturen, mangelndes Umweltwissen in der Bevölkerung, ineffektive Subventionen. Der Eindruck entsteht, dass die Erfolge real, aber fragil sind – auf politische Führung,

nicht auf gesellschaftliche Breite gestützt. Auch der kritische Blick auf das Konzept der Nachhaltigkeit – zu viel Gerede, zu wenig getan – verweist auf eine gewisse Müdigkeit gegenüber normativen Begriffen ohne belastbare Umsetzung.

Überleben sichern oder Wettbewerb stärken?

Umweltpolitik erscheint in vielen Aussagen weniger als ethischer Imperativ denn als strategisches Erfordernis. Die Formulierung „um die Middle-Income-Falle zu vermeiden“ oder „der Kuchen muss größer werden“ offenbart ein ökonomisches Motivationsmuster: grüne Politik als Standortvorteil. Selbst das Pflanzen von Bäumen wird in Preissysteme integriert, nachhaltiges Verhalten zur Geschäftsgelegenheit. Die Umweltfrage wird in China nicht ignoriert – sie wird ökonomisch neu gerahmt.

Blick nach Süden – Erwartungen und Widersprüche

Zwischen Anerkennung, Skepsis und dem Willen zur Kooperation: Die chinesischen Meinungen zum Globalen Süden wirken wie ein Mosaik aus Pragmatismus, Kritik an westlicher Arroganz und dem Wunsch nach gleichberechtigter Zusammenarbeit.

Belehrung versus Unterstützung

Mehrere Befragte kritisieren die deutsche Entwicklungszusammenarbeit für ihren belehrenden Ton und die „Konditionalitäten“, die oft mit dem Anspruch moralischer Überlegenheit verbunden seien: „Wir sind gut und haben keine Korruption, ihr seid schlecht und müsst eure Korruption bekämpfen.“ Dass auch Deutschland nicht frei von Korruption sei, werde dabei unterschlagen. Der moralische Zeigefinger werde nicht nur als unangemessen, sondern auch als hinderlich für eine echte Zusammenarbeit empfunden.

„Wir haben das gleiche Ziel. Auch wir wollen Korruption bekämpfen. Die Wege dorthin unterscheiden sich aber.“

Chinesische Interviewte legen größeren Wert auf eine kooperative Grundhaltung – nicht belehren, sondern gemeinsam lernen.

Unterschiedliche Wege, ähnliche Ziele

Trotz kritischer Töne herrscht unter den befragten Personen kein grundsätzlicher Zweifel an der Sinnhaftigkeit deutscher Entwicklungsarbeit. Einige erkennen an, dass Deutschland „im Großen und Ganzen eine sinnvolle Arbeit macht“ und beispielsweise in Afrika viel Erfahrung mitbringt.

Doch der Unterschied liegt im Ansatz: Deutschland setze auf langfristige Planung und Kapazitätsaufbau, während China mit pragmatischer Infrastrukturfinanzierung arbeite – „weich, aber kraftvoll. Steter Tropfen höhlt den Stein.“ Die eine Seite will „alles vorher genau wissen“, die andere bevorzugt Pilotprojekte und flexible Anpassung. Diese Kontraste seien schwer zu überbrücken, aber nicht unvereinbar.

Kooperation ja – aber bitte gleichberechtigt

Sowohl Chancen als auch Hindernisse für eine vertiefte Zusammenarbeit zwischen China und Deutschland im Globalen Süden werden betont. Manche sprechen von einem „großen Potenzial“, andere vergleichen die Zusammenarbeit mit „zwei Freundinnen, die beide das schönere Kleid tragen wollen“.

„Wir sollten auch die Chance nutzen, gemeinsam in Ländern des globalen Südens aufzutreten und Verantwortung zu zeigen.“

Der Wunsch nach gegenseitigem Respekt ist deutlich: Deutschland bringe Erfahrung,

China Dynamik – das müsse kein Gegensatz sein. Wichtig sei, dass beide Seiten sich in ihren Stärken ergänzen, nicht überbieten wollen. Dafür brauche es neue Formate und „soziale Ader“, wie eine befragte Person betont.

Neokolonialismus, Eigenverantwortung und das rechte Maß

Die europäische Vergangenheit schwingt in vielen Aussagen mit. Zwar sei die Wahrnehmung eines westlichen Neokolonialismus in China „nicht dominant“, doch einige erkennen, dass sich alte Muster in Institutionen wie Weltbank und IWF fortsetzen. Kritik wird aber auch an übermäßiger Entwicklungshilfe selbst geübt – sowohl am Westen als auch an China. Ein Interviewter plädiert dafür, Hilfgelder stärker zu begrenzen: „Die Hilfgelder vermindern die eigene Anstrengung der Länder. Nur den Menschen in Not sollte humanitär geholfen werden.“

Kooperation leben

Die Aussagen zur Kooperation mit Deutschland schwanken zwischen pragmatischer Wertschätzung, struktureller Kritik und dem Wunsch nach gegenseitigem Lernen. Zusammenarbeit wird hier nicht als romantisches Ideal, sondern als gemeinschaftliche Bewährungsprobe mit viel Potenzial verstanden.

Pragmatismus statt Prinzipienreiterei

Ein wiederkehrendes Motiv ist der Appell, Deutschland möge sich stärker an pragmatischen Lösungen orientieren und weniger an ideologischen Grundsätzen festhalten: „Seid weniger politisch, sondern pragmatisch. Gebt weniger auf Ideale als auf internationale Zusammenarbeit.“ In dieser Perspektive erscheint Deutschland bisweilen als zu normativ, während chinesische Interviewte die Betonung auf Ergebnisorientierung legen. Kooperation wird dort geschätzt, wo sie auf „langjährigen Partnern auf lokaler Ebene“ fußt, nicht auf bloßer Gesinnungsethik.

*„Durch die jahrzehntelangen
Investitionen Deutschlands in China
haben wir heute eine sehr gute Basis
für eine erfolgreiche Kooperation.
Eigentlich ist jetzt payback time.“*

Auch das chinesische Vorgehen bei der Kooperation – schnell starten, später konkretisieren – kollidiert häufig mit

der deutschen Neigung zur umfassenden Vorabklärung. Diese Differenz wird sachlich, aber mit einem erkennbaren Unterton von Ungeduld benannt.

Wie in einer Ehe

Zahlreiche Aussagen verdeutlichen, dass Kooperation nicht allein durch Technik oder Marktlogik funktioniert, sondern auch durch Vertrauen, Kontinuität und den Willen zur Angleichung von Perspektiven. Eine befragte Person vergleicht die bilaterale Beziehung mit einer Ehe: „Liebe besteht nicht darin, sich wechselseitig genau anzusehen und zu kritisieren, sondern darin, gemeinsam in dieselbe Richtung zu schauen.“ Diese bildhafte Mahnung zielt auf das Risiko eines zu fokussierten Misstrauens. Einige wünschen sich mehr direkte Kontakte, von Behördenbesuchen über Think-Tank-Austausch bis hin zu zivilgesellschaftlichen Kooperationen. Die Initiative „Deutschland und China. Gemeinsam in Bewegung“, wird dabei explizit positiv erinnert. Auch persönliche Enttäuschungen über ausbleibende Rückmeldungen auf Einladungen – etwa im akademischen Kontext – markieren, dass Kooperation nicht nur strukturell, sondern auch menschlich gepflegt werden muss.

„Just Transition“ und der Blick aufs Ganze

Ein zukunftsgerichteter Blick gilt der „Just Transition“ – also dem sozial gerechten Umbau hin zu einer nachhaltigen Wirtschaft. Ein Befragter hebt hervor, dass es hierbei „nicht nur um die technische

Seite, sondern vor allem auch um die Leute“ gehe. Es zeigt sich ein Bewusstsein dafür, dass Zusammenarbeit neue Felder braucht, die über klassische Wirtschaftskooperation hinausgehen. Auch kulturell-philosophische Gemeinsamkeiten werden angedeutet, etwa in der gemeinsamen Suche nach der Antwort auf die Frage: „Was ist das Ziel des Lebens?“ In solchen Momenten schimmert ein tieferes Kooperationsbedürfnis auf, das über Maschinenbau und Patente hinausweist – hin zu einem Dialog über Gesellschaftsmodelle, Lebensziele und globale Verantwortung.

Kooperation neu denken – mit Trump im Blick

Ironischerweise wird sogar Donald Trump in diesem Zusammenhang als möglicher Katalysator für Kooperation genannt – allerdings in ablehnender Abgrenzung: „Man sollte sich gegenseitig unterstützen und gemeinsam gegen Trump aufstellen.“ Hier offenbart sich ein geopolitischer Subtext, der Deutschland und China in einer Art Zweckbündnis gegen erratische Weltpolitik andenkt. Besonders die Kombination aus „deutscher Hardware“ und „chinesischer Software“ gilt als ideales Tandem. In der zugespitzten Formel steckt mehr als Technikbegeisterung – sie deutet auf das chinesische Selbstbild als Datenmacht mit algorithmischer Exzellenz, gepaart mit einer anerkennenden Sicht auf deutsche Ingenieurskunst. Kooperation bedeutet in dieser Lesart: komplementäre Stärken nutzen, geopolitisch mitdenken, Unterschiede temporär ausblenden – und Chancen nicht verstreichen lassen.

Resümee und Ausblick

Auffälliges im Befragungskontext

In der Auswertung der Interviews mit chinesischen Gesprächspartnerinnen und -partnern fiel – man möchte sagen: erwartungsgemäß – eine bemerkenswerte Homogenität bestimmter Aussagen auf. Häufig wurde beispielsweise betont, wie wichtig es sei, sich ein eigenes Bild vor Ort zu machen, oder es wurde auf die friedfertige Grundhaltung der chinesischen Bevölkerung verwiesen, deren politische Rolle primär aus dem Streben nach Wohlstand für alle resultiere. Solche Äußerungen könnten als Indizien für die schlichte Übernahme der von der Regierung vorgegebenen Deutungen und das Einhalten entsprechender roter Linien interpretiert werden, was insbesondere bei sensiblen Themen wie Menschenrechten oder Taiwan nahe liegt. Zugleich zeigte sich jedoch, dass diese Deutungsmuster zumeist nicht mechanisch reproduziert wurden, sondern in persönliche Erfahrungen, emotionale Bezüge und eigenständige Argumentationen und Anekdoten eingebettet waren. Die Gesprächspartner verbanden offizielle Narrative mit individuell gefärbten Perspektiven und stellten – nicht selten – auch kritische Rückfragen, etwa zu normativen Doppelstandards in westlichen Gesellschaften. Diese dialogische Qualität eröffnete Raum für wechselseitige Reflexion über dominante Selbst- und Fremdbilder.

Hinter der Oberfläche vermeintlich uniformer Antworten traten vielfältige, individuelle und überwiegend authentisch wirkende Persönlichkeiten hervor. So etwa

die Professorin, die lange in Deutschland lebte und mit feinsinnigen Anspielungen auf die Schwächen und Gemeinsamkeiten beider Länder als kulturelle Vermittlerin wirkte. Oder der Künstler, dessen Haltung zwischen Stolz auf die eigene kulturelle Herkunft und der Sehnsucht nach politischem Wandel oszillierte. Ein pensionierter Ingenieur verglich mit ironischem Unterton deutsche Gründlichkeit mit dem rasanten Fortschritt in China, während ein eloquenter Business Developer mit makellosem Auftreten die wirtschaftspolitischen Narrative der Regierung eins zu eins zu vertreten schien. Die junge Unternehmerin schilderte eindrucksvoll, wie Berlin ihr kritisches Denken geschärft habe, verteidigte zugleich aber das politische System ihrer Heimat. Ein Fachexperte lud zum Zwecke der Entschleunigung zur traditionellen Teezeremonie ein, zeigte sich aber sogleich daran interessiert, Geschäft in Deutschland zu machen. Ein Deutschlehrer sprach offen über Leistungsdruck und Unsicherheiten am Arbeitsmarkt, ohne sich auf parteiliche Formeln zu stützen, aber mit dem Hinweis auf ein globales Problem. Und schließlich die Managerin, die zwar strukturelle Herausforderungen benannte, jedoch für eine pragmatische, vertrauensbasierte Wirtschaftsbeziehung warb – jenseits politischer Loyalitätsbekundungen.

Sichtbar wurde eine Vielschichtigkeit, die weit über ein binäres Verständnis von Konsens oder Dissens hinausreicht.

Die Gespräche eröffneten einen differenzierten Blick auf die deutsch-chinesischen Beziehungen – einen Blick,

der zweifellos von politischen Narrativen durchzogen ist, diese aber nicht bloß reproduziert. Vielmehr wird sichtbar, wie unterschiedlich sich Nähe, Verständnis, Irritation und auch Kritik artikulieren – stets gebunden an individuelle Erfahrungen, gesellschaftliche Rollen und institutionelle Prägungen. Die Perspektiven der Befragten sind dabei nicht repräsentativ für die chinesische Gesamtgesellschaft, sondern spiegeln das Selbstverständnis einer urbanen, international erfahrenen Elite mit Deutschlandbezug wider. Gerade diese Positionierung macht ihre Sichtweisen besonders aufschlussreich: Sie bewegen sich im Spannungsfeld zwischen Loyalität und Differenz, zwischen Identifikation mit staatlichen Deutungsmustern und dem Bedürfnis nach eigenständiger Reflexion. Politische Rahmungen spielen dabei eine Rolle, doch sie werden von den Gesprächspartnern nicht nur übernommen, sondern auch transformiert, hinterfragt oder still unterlaufen.

Emotional(isiert)e Signale

In jedem Fall lässt sich anhand der in der Studie wiedergegebenen Aussagen der chinesischen Gesprächspartnerinnen sehr deutlich ablesen, auf welche Stimmungs- und welche Gefühlslage, welche Fragen und welche Erwartungshaltung deutsche Gesprächspartner heutzutage treffen, wenn sie in einen Dialog mit chinesischen Entscheidungsträgern und Partnern eintreten. Auch wenn deren Haltungen natürlich individuell geprägt sein werden, finden sich mehrheitlich:

- eine tiefe Enttäuschung über die wahrgenommene Abwendung von China
- eine Verletzung durch eine als ungerecht, falsch und unfair wahrgenommene Berichterstattung über China
- ein Unverständnis über die Aufkündigung einer langjährigen Freundschaft
- eine Ablehnung jeglicher moralischer Belehrungen von oben herab
- eine Verwunderung über die geringe Gegenwehr Deutschlands und Europas gegenüber einer zunehmend irrationalen agierenden USA und den mangelnden Bestrebungen, sich von den USA unabhängiger zu entwickeln
- eine Unsicherheit über die Frage, was Deutschland heute noch ausmacht und welche Interessen Deutschland hat
- eine Sorge davor, dass bei einer Überbetonung von Sicherheit auch völlig unkritische Kooperationsverhältnisse nicht mehr möglich sein werden
- eine anhaltende Hochachtung vor deutscher Präzision, Gründlichkeit und Ingenieurskunst
- eine große Offenheit, über gemeinsame Interessen nachzudenken
- eine leise Hoffnung auf eine Wiederannäherung und Fortsetzung oder gar Vertiefung der Beziehungen zu Deutschland auf der Grundlage gemeinsamer Interessen

- eine Überzeugung, gemeinsam auf chinesischen und Drittmärkten wirtschaftlich besonders erfolgreich sein zu können
- ein Interesse, gemeinsam an einer gerechteren globalen Ordnung zu arbeiten
- ein neues Selbstbewusstsein auf der Grundlage des bisher Erreichten
- ein klares Bewusstsein von den Problemen und weiteren riesigen Herausforderungen im eigenen Land
- die Überzeugung, dass zur Bewältigung dieser Herausforderungen ein Regime-Change in China wenig hilfreich ist
- eine Vielzahl an Ideen für pragmatische Kooperationen in vielen Bereichen
- dem Wunsch nach einer Zunahme an echten Begegnungen, wechselseitigen Besuchen und gegenseitigem Respekt für die Eigenheiten des jeweils anderen.

Was daraus folgen könnte

Die Frage, wie man mit dieser Gemengelage am besten umgeht, ist nicht einfach zu beantworten und bedarf einer intensiven Befassung und Diskussion. In einer Phase, in der eine komplette Abkopplung von China weder realistisch noch wünschenswert erscheint und man gleichzeitig einseitige Abhängigkeitsverhältnisse vermindern und vermeiden möchte, gilt es Abhängigkeits- und Kooperationsbeziehungen strategisch auszurichten und zu gestalten. Zur Frage,

wie dies am ehesten gelingen kann, geben die Ergebnisse der Studie einige Hinweise:

Zunächst sollte Deutschland die eigenen Interessen klar definieren und klare Vorstellungen darüber entwickeln, welche Art von Kooperationsbeziehungen man in welchen Bereichen mit China anstrebt. Ob man dabei auf möglichst starke wechselseitige Abhängigkeitsbeziehungen setzt oder eine andere Form der Selektivität anstrebt, muss zunächst auf deutscher Seite entschieden werden. Wichtig ist nur, dass man die eigenen Interessen genau kennt. Nur dann kann man gemeinsame Interessen finden, die die Basis bilateraler Beziehungen darstellen. Dass man daneben auch andere und unterschiedliche Interessen hat und diese versucht, durchzusetzen, scheint für die Chinesen, die wir interviewt haben, kein Problem, sondern nur natürlich.

Folgt man den Einlassungen der Gesprächspartnerinnen dieser Studie, muss ein Dialog mit chinesischen Partnern vor allem in gegenseitigem Respekt geführt werden, um erfolgreich zu sein.

Gegenseitiger Respekt bedeutet aber, den anderen als gleichwertig zu akzeptieren. Mit Überlegenheitsgefühlen, moralischen Belehrungen und Besserwisserei wird man in China nach Einschätzung der Interviewten nicht weiterkommen und kaum jemanden von der Vorzüglichkeit der eigenen Wert- und Ordnungsvorstellungen überzeugen können.

Die von unseren Gesprächspartnerinnen erwünschte Haltung gegenüber China würde Deutschland ein erhebliches Maß

an Pragmatismus abverlangen. Vor dem Hintergrund der eigenen Wertvorstellungen und der Kernideen, die Europa prägen und ausmachen, ist das eine erhebliche Herausforderung. Ob man dazu bereit ist, muss möglichst im Vorfeld solcher Dialoge geklärt werden. Die als stark wertorientiert und wenig pragmatisch wahrgenommene Gestaltung internationaler Beziehungen Deutschlands und Europas hat nach Einschätzung unserer Gesprächspartner jedenfalls eher zu einer wachsenden Ablehnung und zur Gegenmachtbildung in den Ländern des Globalen Südens geführt – abzulesen unter anderem an der geringen Bereitschaft vieler dieser Länder sich an den vom Westen gewünschten Sanktionen gegen Russland zu beteiligen.

Für unsere Gesprächspartner ist bei Aushandlungsprozessen vor allem wichtig, dass ein gleichwertiger Nutzen auf beiden Seiten sichtbar wird. Das gilt nicht nur für die im Vordergrund stehenden Wirtschaftsbeziehungen, sondern gerade auch für Themen, welche die globale Ordnung betreffen. In Zeiten massiver geopolitischer Umbrüche und einer schleichenden Entwertung bisheriger Allianzen und Institutionen muss Deutschland Klarheit darüber gewinnen, was das konkret heißt und ob und wenn ja, welchen Einfluss Deutschland und Europa mit oder gegen China auf eine neue globale Ordnung haben kann. Für das besonders stark mit dem Ausland verflochtene Deutschland sind diese Fragen hoch brisant und von existenzieller Bedeutung. Im Rahmen dieser Studie können sie nicht beantwortet werden. Was aber bleibt ist

die Einsicht, dass es lohnend ist, sich wechselseitig zu den jeweils herrschenden Narrativen und den „Core Beliefs“ auf beiden Seiten auszutauschen. Vielleicht ist es genau das, was einen verständigungsorientierten Dialog auf Augenhöhe erst möglich macht?



Zur Methodik

Die Studie „Chinesische Perspektiven auf Deutschland“ wurde im Jahr 2025 erstmals durchgeführt und stellt sowohl inhaltlich als auch methodologisch eine konzeptionelle Anschlussstudie an die Reihe international vergleichender Deutschlandwahrnehmungstudien dar (vgl. GIZ: „Deutschland in den Augen der Welt 1–3“, „Außenblick – Internationale Perspektiven auf Deutschland“). Der Erhebungszeitraum erstreckte sich über Mai und Juni 2025.

Das Forschungsdesign folgt einem qualitativ-rekonstruktiven Ansatz mit Bezug auf bewährte Verfahren der Wahrnehmungsforschung. Es wurden persönliche, halbstrukturierte, semi-narrative Tiefeninterviews mit 45 gezielt ausgewählten Akteurinnen und Akteuren aus gesellschaftlich relevanten Sektoren durchgeführt (u. a. Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Medien, Zivilgesellschaft, Kultur). Die Auswahl der Befragten erfolgte nach dem Kriterium der theoretischen Relevanz im Sinne von ‚theoretical sampling‘: Alle Interviewpartner verfügten über belastbare Deutschlandbezüge (z. B. durch persönliche, berufliche oder familiäre Erfahrungen) und gelten als in ihrer sozialen Rolle urteilskompetent im Hinblick auf deutsche Realitäten und das bilaterale Verhältnis.

Jedes Interview wurde von zwei Mitgliedern des Erhebungsteams durchgeführt und per Notizprotokoll dokumentiert. Die durchschnittliche Gesprächsdauer lag zwischen 60 und 90 Minuten. Die Interviews wurden auf Deutsch, Englisch,

oder auf Chinesisch mit Übersetzung ins Deutsche geführt. Die Gesprächsführung erfolgte entlang eines leitfadengestützten Interviewverfahrens, das drei Phasen umfasste: Erstens, eine offene, explorative Einstiegsphase mit freien Assoziationen zu Deutschland, zweitens, eine themengeleitete Hauptphase unter Verwendung eines Kartensets mit acht vordefinierten Themenfeldern (Wirtschaft, Sicherheit, Technologie, Gesellschaft, Umwelt, Entwicklungszusammenarbeit, Deutsch-Chinesische Beziehungen, Globale Ordnung), und drittens, eine reflexive Abschlussphase, in der Zukunftserwartungen und Empfehlungen thematisiert wurden.

Im Rahmen der Datenaufbereitung wurden aus den Interviewprotokollen insgesamt rund 1200 Kernaussagen extrahiert. Diese Aussagen wurden in einem elektronischen Analysetool mittels dualen Codierungsverfahren systematisiert – jeweils nach thematischer Zuordnung (Themenfeld) und kommunikativer Aussageart (z. B. Beschreibung, Bewertung, Anregung). Die durchschnittliche Anzahl lag bei etwa 25 Kernaussagen pro Interview.

Die Datenanalyse erfolgte mehrstufig:

Offene Kodierung (in-vivo): Erste Sichtung, Extraktion und tentative Zuordnung der Aussagen zu wahrgenommenen Phänomenen.

Axiale Kodierung: Verdichtung der Aussagen entlang von ca. 30 empirisch induzierten, thematischen Kategorien.

Integration: Verdichtung, Überprüfung und Kontextualisierung der Ergebnisse auf Basis des gesamten Datenkorpus; theoretische Strukturierung und Verschriftlichung der Befunde im Studentext.

Die Ergebnisdarstellung folgt einer dreifach gestaffelten Repräsentationslogik:

Primärebene: Verdichtete Kernaussagen, teils als sinngemäß transkribierte Zitate, teils als stark am Wortlaut orientierte Paraphrasen.

Sekundärebene: Integration der Aussagen in den Fließtext in indirekter Rede unter Angabe des jeweiligen thematischen Kontexts.

Tertiärebene: Theoretische Zusammenfassungen höherer Ordnung in Form der einleitenden Kapitelstruktur und interpretativer Einschübe im Fließtext.

Die fünf Hauptkapitel des Berichts stellen eine diskursanalytisch gerahmte Momentaufnahme der chinesischen Wahrnehmung Deutschlands und der bilateralen Beziehungen dar. Die Studie versteht sich nicht als Repräsentativbefragung, sondern als analytisch verdichtete Perspektivensammlung mit hoher Kontextnähe – die jedoch ein theoretisch gesättigtes Bild ergibt (d.h. mehr Gespräche hätten kein wesentlich anderes Bild ergeben). Sie soll Impulse für weiterführende Reflexionen über die deutsch-chinesische Partnerschaft geben und zur multiperspektivischen Interpretation anregen.

Liste der Befragten

Politik

Chen Yuanzhi, Chinesischer Verband der Automobilhersteller

Prof. Fang Zaiqing, Forschung zur Wissenschaftsgeschichte

Guo Dan, Internationale Entwicklungsstudien

Jia Jianxin, Kulturattaché, Ministerium für Kultur und Tourismus der Volksrepublik China

Wang Xiangyi, Vizepräsidentin und Generalsekretärin, Chinesischer Verband für NGO-Kooperation

Yang Yaowu, ehemalige Staatliche Sportverwaltung Chinas

You Xiaoyu, Informations- und Kommunikationstechnologie

Zheng Yingping, Chefingenieur, Chinesisches Institut für Luftfahrtplanung und -design

Wirtschaft

Guan Yiqun, Architekt

He Shanyi, Informationstechnologie

Li Yiran, Hauptvertreter China, Berliner Business Desk China

Liao Yuan, Vorstandsvorsitzender und Generaldirektor, Forschungs- und

Entwicklungszentrum für Ökoprodukte der China Energy Conservation and Environmental Protection Group

Lin Hui, Generaldirektor, Shanghai Le Cheng International Travel Service Co. Ltd.

Shen Li, Finanzen

Wang Chuhao, Gründer und CEO, GAIA Robotics Co. Ltd.

Xia Wenhuan, Direktor, Industriekooperation, Technologie Service Bereich, Beijing Electronic Zone High Tech Group Co. Ltd.

Zhang Juan, Beratung

Zhang Ye, Partner, Heidrick & Struggles

Bildung

Ben Shenglin, Dekan, Zhejiang University International Business School

Prof. Pan Yaling, University of International Business and Economics

Qiu Lan, Direktorin, China Büro, Universität zu Köln

Prof. Wang Jianbin, Beijing Foreign Studies University

Prof. Xie Libin, Direktor, Chinesisch-Deutsches Institut für Rechtswissenschaft Institut für Recht an der China University of Political Science and Law

Zhou Weidong, Bildungs- und Kulturaustausch

Forschung

Cheng Lin, Nachhaltige Finanzen

Prof. Ding Chun, Direktor, Zentrum für Europastudien an der Fudan Universität

Hu Chunchun, Geschäftsführender Direktor, Institut für Europastudien, Shanghai International Studies University

Zhang Xin, A.o. Professor, School of Advanced International and Area Studies, East China Normal University

Prof. Zhao Zhiqun, Beijing Normal University

Prof. Zheng Chunrong, Direktor, Deutschlandforschungszentrum, Tongji Universität

Kultur/ Kunst/ Sport

He Jian, Maler

Hua, Künstler

Li Xian, Lehrer für Kunsterziehung

Prof. Wang Hong, Leiter der Violinfakultät, Yehudi-Menuhin-Schule Qingdao

Prof. Yang Hui, Kunsterziehung

Zhang Xiaorui, Kuratorin und Autorin

Angaben variieren nach individueller Datenschutzpräferenz; drei Personen bleiben ungenannt.

Gesellschaft und Medien

Gong Jie, Verlagswesen

Hou Yichao, Leitender Redakteur, Nachrichtenzentrum, Internationale Abteilung, Phoenix New Media Limited

Huang Weihong, Chinesisch-Deutsches und Chinesisch-Englisches Simultandolmetschen

Yang Lei, Deutsch-chinesischer Austausch und Kooperation

Zhang Danhong, Kolumnistin und Autorin

Zhang Shecan, Umweltschutz und Energieeinsparung

Impressum

Herausgeber

Deutsche Gesellschaft für
Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH
Sitz der Gesellschaft
Bonn und Eschborn

GIZ-Büro China

Tayuan Diplomatic Office Building 1-13-2,
14 Liangmahe Nanlu, Chaoyang District 100600 Beijing
PR China

T +86 10 8527 5180
F +86 10 8532 1405
E giz-china@giz.de
I www.giz.de/china

Verantwortlich

Martin Hansen, Regionaldirektor, GIZ Ostasien

Projektteam GIZ Ostasien

Wang Yi, Liu Nan, Dou Hanwen, Piet Derboven,
Manuel Holtmann, Astrid Reichenbecher, Jonas Lindner,
Gregor Grossman


Studienautoren

Dr. Mischa Skribot, LUMIQUE GmbH
Dr. Christoph Beier

Design und Druck

Beijing Zhuochuang Design Co., Ltd.
Beijing Century Star Printing Co., Ltd.

Peking, im Oktober 2025



Deutsche Gesellschaft für
Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH

Sitz der Gesellschaft
Bonn und Eschborn

Tayuan Diplomatic Office Building 1-13-2,
14 Liangmahe Nanlu, Chaoyang District
100600 Beijing
PR China

T +86 10 8527 5180
F +86 10 8532 1405